

Wissenschaftliche Arbeit im Fach Deutsche Sprachwissenschaft  
im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt  
an Gymnasien und Gesamtschulen

Semiotische Aspekte computergebundener Kommunikation

vorgelegt

an der Universität des Saarlandes  
Fachrichtung 4.1 Germanistik

bei Prof. Dr. Barbara Sandig

von Matthias Thome

Saarbrücken, 2000

PARENTIBUS

PROFESSORAE

SIGNIS

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1. Zu Gegenstand und Ziel</b>	<b>1</b>
<b>2. Kommunikation und Internet</b>	<b>3</b>
2.1 Das Internet und seine Dienste	5
2.1.1 WWW	
2.1.2 E-Mail	
2.1.3 Newsgroups	
2.1.4 Chat	
2.1.5 Weitere Dienste	
2.2 Kommunikatiostheretische Charakterisierung der Internet-Dienste	10
<b>3. Semiotik</b>	<b>17</b>
3.1 Der Ansatz von Ferdinand de Saussure	19
3.2 Die Zeichentheorie von Charles Sanders Peirce	20
3.3 Ikonizität	26
3.4 Medien und Soziosemiotik	28
<b>4. Semiotik und computergebundene Kommunikation</b>	<b>43</b>
4.1 Semiotische Aspekte der Kommunikation in Newsgroups	43
4.1.1 Emotikons	
4.1.2 Weitere Phänomene aus semiotischer Sicht	
4.2. Semiotische Aspekte von Webseiten	55
<b>5. Resümee und Ausblick</b>	<b>73</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>77</b>
<b>Literaturangaben</b>	<b>86</b>

Hinweis: Die vorliegende Arbeit ist nach den Regeln der „alten“ Rechtschreibung verfaßt – als Zeichen!

*Ich träume von einem neuen Zeitalter der Wißbegierde. Man hat die technischen Mittel dazu; das Begehren ist da; die zu wissenden Dinge sind unendlich; es gibt die Leute, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen möchten. Woran leidet man? Am „Zu-wenig“: ungenügende, quasi-monopolisierte, kurze, enge Kanäle. Es geht nicht darum, eine protektionistische Haltung anzunehmen, um zu verhindern, daß die „schlechte“ Information durchkommt und die „gute“ erstickt. Man müßte eher die Hin- und Her-Wege und -Möglichkeiten vermehren. Kein Merkantilismus à la Colbert auf diesem Gebiet. Was nicht heißen soll, wie man es oft befürchtet, Uniformisierung und Nivellierung von unten aus. Sondern im Gegenteil, Differenzierung und Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Netze.*

*Michel Foucault*

## **1. Zu Gegenstand und Ziel**

Seltsam mag manchen vielleicht der Titel der vorliegenden Arbeit erscheinen, insbesondere die Formulierung ‚computergebundene Kommunikation‘, gilt es doch heute anscheinend als so schick und modern, einfach und in jedwedem Kontext - selbst in einem wissenschaftlichen - von dem Internet zu sprechen und damit einen vermeintlichen Ober- bzw. Sammelbegriff für all jene Möglichkeiten des Informationsaustausches zu verwenden, die die weltweite Vernetzung von Rechnern bietet. Prägnanter, zeitgemäßer und reißender wäre da wohl eine Überschrift wie ‚Semiotik des Internet‘ gewesen. Doch zum einen erhöhe eine solche Anspruch auf Vollstän-

digkeit, die im Rahmen einer Examensarbeit und angesichts der Tatsache, daß es sich bei der Semiotik um keine ab- und in sich geschlossene Wissenschaft handelt, sicher nicht gegeben sein kann. Zum anderen würde damit ebenjene Fahrlässigkeit begangen, 'Internet' schlicht als Synonym für das World Wide Web (WWW) zu gebrauchen oder generisch für all das, zu was es uns befähigt, nämlich zum Betrachten von sog. Websites, zum Versenden und Empfangen von E-Mails, zum Bereitstellen und Lesen von News, zur Teilnahme an Chats usw. Um die daraus etwaig entstehende Verwirrung, Inflationierung und womöglich sogar Fehlverwendung der Begriffe zu vermeiden, soll hier nach dem Aufzeigen und der Richtigstellung eben solcher gerade in Beiträgen der Linguistik aufgetretenen Mängel jener deutlichen Differenzierung gefolgt werden, die in manchen sozial- und computerwissenschaftlichen Arbeiten<sup>1</sup> favorisiert wird. Danach meint Internet lediglich die technische Basis, die reine Vernetzung von Rechnern, deren möglicherweise vorhandene semiotische Züge sicher nicht Thema einer sprachwissenschaftlich orientierten Arbeit sein können. WWW, Mail, News usw. stellen hingegen Bezeichnungen für die verschiedenen Internet-Dienste dar, die die Vernetzung auf der Basis unterschiedlicher Bearbeitungsprozeduren, sog. Protokolle, für eben auch unterschiedliche Formen der Kommunikation nutzen. Dadurch daß nun mit Hilfe moderner Zugangssoftware bzw. durch Einbindung ins WWW die verschiedenen Dienste inzwischen mit nur einer Benutzeroberfläche genutzt werden können, drängt sich natürlich auch die verdunkelnde Verwendung von nur einem Begriff geradezu auf. Sicher hat nicht zuletzt dies auch zu den wenig fruchtbaren, geschweige denn plausiblen Charakterisierungsversuchen hinsichtlich der Arten des Informationsaustausches per Computer und Internet geführt, die in einigen Beiträgen womöglich allzu sprachwissenschaftlicher Provenienz zu finden und im folgenden ebenfalls darzustellen und zu kritisieren sind.

Bereits die Tatsache, daß wir es hier mit einem eben doch noch relativ neuen, bis vor einer Dekade kaum jemandem zugänglichen Medium zu tun haben, verlangt zunächst einmal eine gewisse Vergegenwärtigung, Berücksichtigung und letztlich auch (LinguistInnen hoffentlich noch zumutbare) Einbeziehung bestimmter technischer Aspekte<sup>2</sup>, die schon im Hinblick auf zeichen- und damit auch kommunikationstheoretische Grundlagen nicht uninteressant erscheinen werden. Dergleichen soll aber auch zu einer hilfreichen Differenzierung der verschiedenen Formen computergebundener Kommunikation führen sowie zu einem brauchbaren, so vielleicht noch nicht dagewesenen Kommunikationsmodell, das die Besonderheiten des Informationsaustauschs mit Hilfe vernetzter Computer verdeutlicht.

Als 'computergebunden' soll dieser Austausch hier bezeichnet werden, um dessen cha-

rakteristische Mediendependenz klarzumachen. In linguistischen Kontexten ist immer wieder von ‚computervermittelter‘<sup>3</sup> oder ‚computergestützter‘ Kommunikation die Rede, einem Begriff, mit dem ein deutsches Pendant zu ‘computer-mediated communication’ geschaffen sein soll.<sup>4</sup> Während beim erstgenannten und dem englischen Terminus wenigstens noch das Fungieren des Computers als Medium herauslesbar ist, bleibt dies spätestens bei dem zweiten deutschen Begriff vollkommen unklar. ‘Computergestützt’ macht nicht deutlich, daß es sich um Informationsaustausch handelt, der nur mit Hilfe von Rechnern vonstatten geht, und ließe folglich ein Subsumieren von Telefonieren über das Internet und Verfassen von herkömmlichen Briefen am Computer zu. Da man auch das ‚reguläre‘ Telefonnetz benutzen bzw. seine Post handschriftlich erledigen kann, hängen diese Formen von Kommunikation nicht vom Zugang zu einem Rechner ab, im Gegensatz zu Chat, News, E-Mail usw., die in der vorliegenden Arbeit mit ebenjener eindeutigen, mit den hier angestrebten Differenzierungsversuchen verträglichen Formulierung bezeichnet werden sollen.<sup>5</sup>

Letztendlich soll es vor allem jedoch um die Anwendung semiotischer Theorien auf bestimmte für verschiedene Arten des computergebundenen Informationsaustausches charakteristische Phänomene gehen. Die entsprechenden Lehrmeinungen gilt es natürlich prägnant, aber dennoch in ihren Grundzügen vollständig vorzustellen und ihre Position innerhalb der Semiotik zu definieren. Schon jetzt darf gesagt werden, daß es sich dabei um z.T. grundlegende Gedankenführungen handelt, die sich in unterschiedlichem Maße eignen, die hier gestellte Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Bevor jedoch mit der Präsentation jener zeichentheoretischen Überlegungen und deren einschlägiger Anwendung begonnen werden kann, scheint es zunächst geboten, die z.T. bereits als kritikwürdig angedeuteten Fragen der Begrifflichkeit zu klären.

## **2. Kommunikation und Internet**

Neben dem in aller Munde geführten ‘Internet’ stellen auch ‘Kode’, ‘Medium’ und ‘Kommunikation’ Begriffe dar, die für die vorliegende Arbeit zwar nicht unbedingt richtiggestellt, auf jeden Fall jedoch präzisiert und spezifiziert werden müssen, da sie bereits in den Wissenschaften, in denen sie als grundlegende Termini verwendet werden, eine Bedeutungsvielfalt erhalten haben,

die beinahe schon der Diversität der dort entwickelten Ansätze und Überlegungen entspricht.<sup>6</sup> Doch schon allein auf den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bezogen, findet sich in manch einschlägigem Beitrag eine verwirrende, womöglich gar fehlleitende Interpretation oder Benutzung des erwähnten Vokabulars, die für die jeweiligen Autoren vielleicht gerechtfertigt oder legitimierbar erscheinen mögen, hinsichtlich derer jedoch im folgenden eine gewisse Abgrenzung geschaffen werden soll. So ist z.B. die Rede vom Chat als Medium<sup>7</sup>, vom „Arbeiten im Dialog zwischen Mensch und Rechner“<sup>8</sup> oder gar vom binären Kode als wahr gewordenem Traum von einer Universalsprache<sup>9</sup> - natürlich nur der der Computer -, mit der alle Arten von Informationen erfaßt werden können. Es würde schon zu weit führen, nur diese Beispiele im einzelnen detailliert zu diskutieren, ganz zu schweigen von den vielen verschiedenen einschlägigen Auffassungen innerhalb der dem vorliegenden Thema doch relativ nahestehenden Disziplinen wie der Kommunikations- und Medienwissenschaften<sup>10</sup> oder gar der Mediensemiotik<sup>11</sup> selbst. Daher soll zunächst nur kurz umrissen werden, welches terminologische Verständnis die vorliegende Arbeit kennzeichnet.

Ist im folgenden von Kommunikation die Rede, meint dies den Austausch von Information in Form von Zeichen, jedoch nicht deren genauere Verarbeitung, also nicht die Wirkung im Sinne dessen, was später im Zusammenhang mit dem Begriff der Semiose Erwähnung finden wird. Andererseits wird mit ‘Kommunikation’ ein gewisses Maß an Verständigung vorausgesetzt, da es in der vorliegenden Arbeit um „funktionierenden“, mehr oder weniger „gewollten“ Austausch von Information gehen soll. Es wird davon ausgegangen, daß die dabei zum Einsatz kommenden interpretierbaren Zeichen einem Repertoire angehören, das auch die vorhandenen Regeln der Zeichenverwendung enthält. Zeichenvorrat und Regeln bilden gemeinsam den Kode. Dieser kann sprachliche oder nichtsprachliche Zeichen umfassen, die sich teilweise aber auch gegenseitig darstellen können. In diesem Falle findet ein Kodewechsel statt, angesichts dessen es unbedingt erforderlich ist, daß die sich Austauschenden entweder über gemeinsame Mindestschnittmengen an Zeichen verfügen oder daß eine solche Transkodierung für die Beteiligten nachvollziehbar ist bzw. (rück)übersetzt wird. Insofern gibt es keine wirkliche Kommunikation zwischen Mensch und Computer (Wer versteht schon einen Bitstrom?), sondern höchstens zwischen dem Computerbenutzer und dem Software-Entwickler, der Oberflächen und Befehle im Rechner hinterlassen hat.<sup>12</sup> Sehr wohl aber gibt es (im weiteren Sinne) eine Kommunikation zwischen Computern, da diese, wenngleich vom Menschen dazu gebracht, relativ selbständig und unter Benutzung ihres eigenen Kodes inter-agieren. Ohne Frage gibt es auch eine Kommu-

nikation zwischen Menschen unter Zuhilfenahme von Computern. Dabei kommt dem Rechner jedoch nicht allein die zentrale Rolle als Kommunikationsmittel zu, vielmehr ist insbesondere bei größeren Entfernungen all das als Medium zu betrachten, was zum Zustandekommen des zwischenmenschlichen Zeichenaustauschs erforderlich ist. In diesem Sinne umfaßt das Medium computergebundener Kommunikation im Verständnis des Autors der vorliegenden Arbeit mehrere untereinander verbundene Rechner sowie all die Software, die nötig ist, um deren Vernetzung auf eine bestimmte Art und Weise zu nutzen. Um diese Zusammenhänge zu konkretisieren, soll es im folgenden um die hard- und softwaretechnischen Möglichkeiten des Informationsaustausches per Computer und deren jeweils typische Anwendung gehen.

## **2.1 Das Internet und seine Dienste**

Das Internet als der grundlegende mediale Teil computergebundener Kommunikation ist, um die allgemeine Euphorie, wenn nicht gar Hysterie vielleicht einmal ein wenig zu dämpfen, nicht mehr und nicht weniger als ein riesengroßes, weite Gebiete der Erde umspannendes Netzwerk von Rechnern, die meist ihrerseits wieder auf gleiche bzw. ähnliche, jedoch kleiner dimensionierte Weise zusammengeschlossen sind. Entstanden ist es in seinen Grundzügen bereits in den sechziger Jahren, als angesichts des Kalten Krieges auf seiten der USA die Sorge aufkam, im Falle eines atomaren Schlages nicht zuletzt weitere Teile der zu Kommunikationszwecken notwendigen Infrastruktur verlustig zu gehen.<sup>13</sup> Insbesondere fürchtete man den in einem solchen Fall auftretenden „elektromagnetische[n] Impuls (EMP), der in einem großen Umkreis elektronische Schaltungen zerstört“<sup>14</sup> und gerade bei einem etwa sternförmig organisierten Kommunikationsnetz mit einer Auswirkung auf die Zentrale jede weitere Verständigung unmöglich machen würde. Aus diesem Grund beschloß man die Entwicklung eines dezentralen Systems, durch das „sich Datenpakete selbständig ihren Weg [vom Sender zum Empfänger] suchen“<sup>15</sup>, so daß bei einem partiellen Verlust des Netzes die Informationen über die noch funktionsfähigen Teile übermittelt werden können. Realisiert wurde das Vorhaben schließlich 1969 von der „(Defense) Advanced Research Project Agency“, einer seinerzeit US-amerikanische Privatfirmen einbeziehenden Forschungseinrichtung des Verteidigungsministeriums, die mit ARPANET bzw. ARPA-Net einen Teil ihres Namens als Akronym in der Bezeichnung ihrer Schöpfung hinterlassen hat.<sup>16</sup> Die neue Entwicklung wurde zunächst zu militärischen wie (damit zunächst wohl in

Zusammenhang stehenden) wissenschaftlichen Zwecken genutzt, bis sich im Jahre „1983, der eigentlichen Geburtsstunde des Internet“<sup>17</sup>, die Streitkräfte wegen der stetig anwachsenden Kapazität des Austauschs von verteidigungstechnisch weniger relevanten Daten mit dem MILNET (Military Network) abspaltete. Das „Internet [hingegen] trat seinen Siegeszug durch die Universitäten an“<sup>18</sup> und begann sich zunehmend über weite Teile der Welt auszubreiten, wobei sich neben den Hochschulen auch immer mehr „andere Institutionen und Behörden sowie Wirtschaftsunternehmen und Medienkonzerne“<sup>19</sup> an der Vernetzung beteiligten. Heute wird der (beinahe) globale Verbund von Zigtausenden von Rechnern und lokalen Netzen allein in Deutschland von bereits von fast 20 % der Bevölkerung<sup>20</sup> genutzt.



Abb 1: Struktur des Internet (aus Münch 1998)

Von zentraler Bedeutung für die Kommunikation per Internet ist das sog. TCP/IP (Transmission Control Protocol/Internet Protocol), ein, wenn man so will, Kompendium von Datenbe- und -verarbeitungsprozeduren, mit dessen Hilfe zwischenmenschlich auszutauschende Informationen ins Internet eingebracht und an ihren Bestimmungsort geliefert werden. Seine genaue Funktionsweise soll an späterer Stelle der vorliegenden Arbeit (Abschnitt 2.2) erläutert werden. Zunächst soll es nämlich um die Vorstellung der wichtigsten, zumeist auf dem TCP/IP beruhenden Internet-Dienste gehen.

### 2.1.1 WWW

Das 1989 am Genfer Kernforschungszentrum CERN (Centre Européen de la Recherche Nucléaire) entstandene World Wide Web, auf das man seit 1993 auch vom heimischen Computer aus zugreifen kann, zeichnet sich durch seine leicht handhabbare grafische Benutzeroberfläche aus. Durch das Manipulieren sog. Hyperlinks – aber auch durch Eingabe eines URL (Uniform Resource Locator), sozusagen einer Web-Adresse – gelangt man von einer Stelle (oder Seite) des WWW zur nächsten oder genauer: erhält man nach zumindest teilweise erfolgter Rezeption des einen Hypertextes einen weiteren im Link definierten. Die wichtigsten Grundlagen des World Wide Web bilden die einschlägig benannten http (Hypertext Transfer Protocol), das auf dem TCP/IP aufbaut und für den „Versand“ von Webseiten zuständig ist, sowie html (Hypertext Markup Language), die mehr ein „Dateiformat“<sup>21</sup> als eine wirkliche Programmiersprache darstellt und entsprechend der Interpretation durch den Computer bzw. Browser die grafische Darstellung von Hypertexten ermöglicht.<sup>22</sup>

Das „Phänomen“ der Hypertexte selbst hat innerhalb der Linguistik bereits große Aufmerksamkeit erhalten und „ist in den letzten Jahren [nachgerade] zum Modethema geworden“<sup>23</sup>. Dabei hat man es in der ersten Euphorie anscheinend nicht nur versäumt, den Gegenstand des Interesses genauer zu definieren - etwa ‘Hypertext’ in Abgrenzung zu ‘Hypermedia’<sup>24</sup> -, sondern offenbar auch vollkommen übersehen, daß für Hypertext angeblich so typische Merkmale wie etwa Nonlinearität in gewisser Weise auch und seit langem schon in herkömmlichen Texten vorkommen<sup>25</sup>, andere, beispielsweise die angebliche Immaterialität von Hypertexten<sup>26</sup>, vollkommen abwegig sind.

### 2.1.2. E-Mail

Die elektronische Post, die häufigste Form der Internet-Nutzung<sup>27</sup>, beruht auf dem Simple Mail Transfer Protocol (smtp) und wird oft mit dem herkömmlichen Briefverkehr (snail mail) verglichen. Sie ist jedoch mitunter weniger formell und zeigt den Einfluß von für andere Internet-Dienste (News und Chat) typischen sprachlichen Merkmalen, vor allem eine „Mischung aus

Mündlichkeit und Schriftlichkeit (*Oraliteralität*)<sup>28</sup>, z.B. in Form von Ein-Wort-Mitteilungen. Es erscheint allerdings übertrieben, von einer grundsätzlich neuen oder anderen Form des Gedankenaustauschs zu sprechen, da sich insbesondere User, die fast ausschließlich diesen Dienst benutzen, wohl eher an der traditionellen Korrespondenz orientieren, und mit dieser Verallgemeinerung die individuelle Kommunikationssituation unberücksichtigt bleibt.

Neben dem bidirektionalen Austausch von Nachrichten bestehen weitere Charakteristika von E-Mail in der Möglichkeit der gleichzeitigen Adressierung von mehreren Kommunikationspartnern und des Verschickens von z.B. multimedialen Dateien als Anlage<sup>29</sup>.

### 2.1.2. Newsgroups

Hinsichtlich der vielen tausend Diskussionsforen des sog. Usenet - letzteres beruht auf nntp (Net News Transfer Protocol) sowie z.T. auf dem meist TCP/IP-unabhängigen uucp (Unix-to-Unix Copy Protocol)<sup>30</sup> - greift sowohl der Vergleich mit „elektronischen Zeitungen“<sup>31</sup> als auch der mit einer Nachricht am Schwarzen Brett<sup>32</sup> zu kurz. Während ersterer die mit dem hier stattfindenden Informationsaustausch verbundenen sozialen Prozesse<sup>33</sup> und die ungleich intensiveren kommunikativen Vorgänge außer acht läßt, trifft der zweite höchstens für solche Newsgroups zu, bei denen etwa der Verkauf von Privat im Mittelpunkt steht. Viel eher bieten sich zumindest strukturelle Parallelen zum wissenschaftlichen (Gedanken-)Austausch an, bei dem die verschiedenen Teilnehmer jeweils auf ganz unterschiedliche Beiträge ihrer „Vorredner“ – im Usenet natürlich mit deutlich höherer Reaktionsgeschwindigkeit – Bezug nehmen können. Der letztgenannte Vergleich lenkt jedoch wiederum von der Tatsache ab, daß sich innerhalb der einzelnen Foren bestimmte Interaktionsstile und Umgangsformen herausgebildet haben, die teilweise in einer sog. Netiquette als Benehmensempfehlungen festgehalten sind. In linguistischen Beiträgen zur „computergestützten Kommunikation“ wird immer wieder die Netiquette<sup>34</sup> als angeblich verbindliches und umfassendes Regelwerk angeführt und selbst für diejenigen Dienste als gültig und relevant erklärt, die nichts mit dem Usenet zu tun haben<sup>35</sup>. Dergleichen ist natürlich - selbst beim ausschließlichen (generellen) Bezug auf den hier in Rede stehenden Bereich der computergebundenen Kommunikation - weder gerechtfertigt noch zulässig und beruht wohl eher auf dem Wunsch, in den mitunter vielleicht chaotisch wirkenden Neuen Medien bereits bestehende Regularitäten vorzufinden, um an diese unter Aussparung womöglich zeitraubender eigener Beob-

achtungen der realiter stattfindenden Vorgänge mit geisteswissenschaftlichen Überlegungen anknüpfen zu können.

### 2.1.3. Chat

Für den häufig strapazierten Begriff des Cyberspace ist sicher nicht zuletzt der sog. Chat verantwortlich, da sich hierbei User in virtuellen Räumen, sog. Chatrooms, zu „getippte[n] Gespräche[n]“<sup>36</sup> treffen. Dabei vermittelt der Austausch der Botschaften den Eindruck einer solchen Geschwindigkeit, daß sich der Vergleich mit der herkömmlichen direkten Interaktion aufdrängt. Es besteht hier sowohl die Möglichkeit, sich zu mehreren zu „unterhalten“ als auch dyadisch und privatim zu kommunizieren, manchmal sogar Nichtsprachliches zu verschicken. Letzteres trifft vor allem auf die immer beliebter werdenden, da schlicht per Browser<sup>37</sup> zugänglichen WWW-Chats zu, die einerseits mit immer größerer technischer Raffinesse überraschen, andererseits jedoch nicht selten kostenpflichtig sind. Einfacher gestaltet sich die Urform IRC (Internet Relay Chat)<sup>38</sup>, die trotz der Notwendigkeit eines eigenen Tool („Nutzungs-/Zugangsprogramms“) noch immer viele Anhänger findet.<sup>39</sup>

### 2.1.5 Weitere Dienste

Neben den bisher genannten Diensten spielen auch andere, z.B. FTP (File Transfer Protocol), eine nicht unwichtige Rolle. FTP dient dem in beide Richtungen möglichen Austausch von Dateien zwischen Rechnern und bietet die Möglichkeit eines im Vergleich mit http „schnelleren und stabileren Datenaustausch[s]“<sup>40</sup>.

Weitere Dienste stellen der WWW-Vorgänger Gopher und das eigentlich zur Rechnerfernwartung konzipierte Telnet dar.



Dem an computergebundener Kommunikation Interessierten fällt beim Betrachten dieser Übersicht zunächst sicher auf, daß ein so wichtiger Dienst wie das World Wide Web überhaupt nicht berücksichtigt ist. Wollte man es nachträglich in die Klassifikation einordnen, käme ihm sicher ein Platz im Bereich ‚Buch/Zeitung‘ zu. Da eine Homepage aber auch – gleiches gilt im übrigen für Printmedien – von mehreren Personen entworfen und unterhalten werden kann, könnte ‚WWW‘ genausogut auch dem Bereich ‚Usenet‘ zugeordnet werden, während eine womöglich mit Hypermedia ausgestattete Webseite zugleich auch zu den „gesprochenen Medien“ gezählt werden müßte. Die Gruppen des Usenet hingegen zeichnet nicht immer ein Informationsaustausch von mehreren zu mehreren aus, da sowohl unbeantwortete Beiträge vorkommen als auch Gruppen, in denen überhaupt keine Interaktion stattfindet. Ähnliches betrifft den Chat („IRC“), da leere „virtuelle Räume“ ebenso an der Tagesordnung sind wie nicht aufgegriffene Äußerungen. Insbesondere bei neueren Chatformen zieht man sich auch gerne - sofern möglich - auf einen dyadischen Kanal zurück. Die Nutzung des Usenet ist sogar ohne die gleichzeitige Interaktion per E-Mail geradezu undenkbar.<sup>42</sup> Letztere wiederum zusammen mit dem Brief in den Bereich der 1:1-Kommunikation einzuordnen greift nicht nur, wie oben bereits angedeutet wurde, von der Analogie her zu kurz, sondern läßt auch die Tatsache unberücksichtigt, daß man eine E-Mail mit nur wenigen Handgriffen geradezu an Hundertschaften von Empfängern schicken kann. Hinzu tritt, daß die Geschwindigkeit des Mail-Versands die der herkömmlichen Post bei weitem übertrifft, so daß nach Meinung des Verfassers der vorliegenden Arbeit eher von einem fließenden Übergang zwischen guter Mail-Verbindung und technisch schwach organisierten Chatrooms vorliegt. Im Selbstversuch hat die von dem Verfasser an sich selbst geschickte E-Mail über lokale Netzwerke hinaus nur wenige Sekunden bis zum „Wiederankommen“ benötigt, einen Zeitraum, der vom Kommunikationstempo bei manchen persönlich gemachten Chat-Erfahrungen bisweilen schon deutlich unterboten wurde. Es zeigt sich damit, daß eine zeitliche Einordnung der Dienste, sofern man nicht in Millisekunden rechnen möchte, kaum haltbar ist, sondern von ‚synchron/asynchron‘ nur gesprochen werden kann, wenn man die üblichen Nutzungstendenzen, jedoch nicht die -möglichkeiten eines „Mediums“ erfassen möchte. Gleiches gilt für die lokale Charakterisierung, da, soll der Zollstock unbenutzt bleiben, E-Mail nicht nur zwischen Kontinenten und Städten benutzt wird, sondern ebenso zwischen Arbeitskollegen im gleichen Raum wie innerhalb von Wohngemeinschaften, um z.B. „endlose“ Internet-Adressen nicht diktieren zu müssen oder andere gleichzeitig laufende Interaktionsformen nicht

zu unterbrechen. In naher Zukunft werden sich solche Charakterisierungsversuche vielleicht ohnehin erübrigen, da anzunehmen ist, daß das geschriebene zunehmend durch das gesprochene Wort ersetzt wird und die Austauschgeschwindigkeiten per Internet sich sicher (hoffentlich) deutlich erhöhen werden. Die Tatsache jedoch, daß derartige Klassifizierungen anscheinend immer noch gerne bemüht werden, läßt darauf schließen, daß der im obigen Schema stattfindende wenig hilfreiche Vergleich mit herkömmlichen Medien eher einfachen Vorstellungen entspricht, die gewissermaßen mit der – wie auch immer zu begründenden – Simplizität von Kommunikationsmodellen wie dem folgenden korrespondieren.

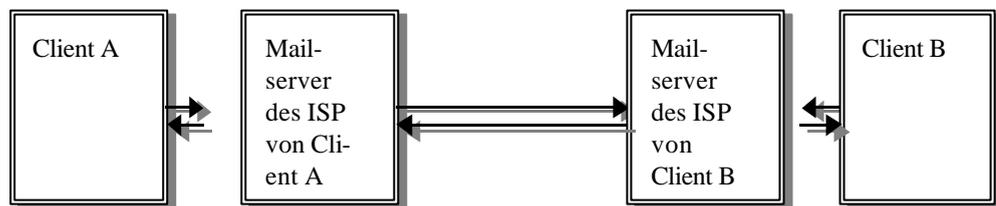


Abb. 3: „Kommunikation beim Mailen“ von Weisgerber (2000:8)

Sicher ging es dem Schöpfer dieses Modells weniger um eine exakte technische oder kommunikationstheoretische Darstellung, da sich seine Arbeit mehr mit sozialwissenschaftlichen Aspekten der Internet-Nutzung befaßt als mit verschiedenen Formen des Informationsaustauschs. Nichtsdestoweniger kritisiert er auch und in ähnlicher Weise die Synchron/Asynchron-Unterteilung<sup>43</sup>, so daß es fast schon verwundert, daß er zwar für eine Untergliederung nach Teilnehmerzahl sowie nach der Art des Zugriffs auf Inhalte plädiert, die technischen Argumente wie die unterschiedlichen Protokolle zur Differenzierung der Dienste jedoch für wenig aussagekräftig hält.<sup>44</sup> Tatsächlich tragen letztere nicht unbedingt viel zu primären kommunikationswissenschaftlichen Fragestellungen bei, doch eignen sie sich zum einen hervorragend, um die Neuen Medien von den traditionellen abzugrenzen, zum anderen helfen sie als zusätzliche Kriterien bei der Differenzierung der verschiedenen Formen der Neuen Medien selbst.

Aus diesem Grund soll nunmehr ein Kommunikationsmodell vorgeschlagen werden, in dem ein wesentlicher technischer Aspekt computergebundenen Informationsaustausches, das TCP/IP, besonders berücksichtigt wird. Dadurch dürfte sich nach Meinung des Verfassers der vorliegenden Arbeit eine Einordnung in ein Schema wie das in Abb. 2 nachgerade verbieten und sich der bisweilen zwanghaft wirkende Vergleich mit den traditionellen Medien erübrigen. Grundlage des Modells selbst ist das von Moles, aber auch von Meyer-Eppler (vgl. Nöth

2000:245) um die Zeichenrepertoires der Interaktanten erweiterte Kommunikationsmodell von Shannon & Weaver (Abb. 4), das auf den computergebundenen Informationsaustausch übertragen wird und alle daran beteiligten medialen Charakteristika mit einbezieht (Abb. 5).

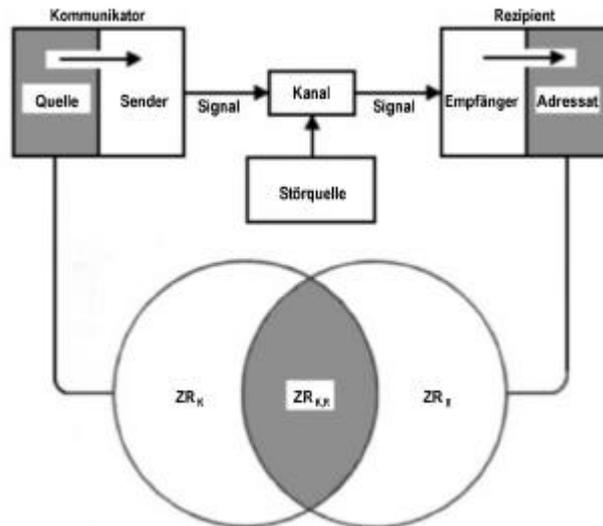


Abb. 4: Kommunikationsmodell von Shannon & Weaver in seiner Erweiterung durch Moles bzw. Meyer-Eppeler (nach Nöth 2000:245)

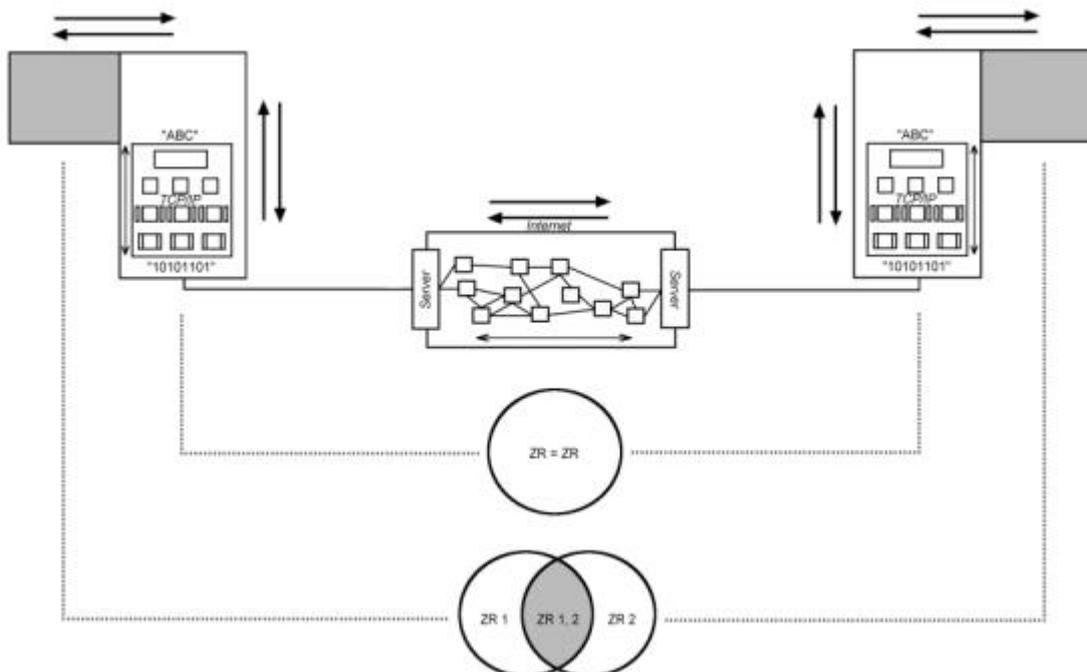


Abb. 5: Modell der computergebundenen Kommunikation

Statt das neue Modell einfach zu erklären, soll seine Funktionsweise nunmehr anhand des Mailens demonstriert werden.

Bis eine Mail vom Absender zum Empfänger gelangt bzw. den Rechner des Verfassers überhaupt verläßt, muß sie innerhalb des Computers erst einmal verschiedene sog. Schichten des Übertragungsprotokolls TCP/IP<sup>45</sup> durchlaufen, in denen sie mit Hilfe unterschiedlicher Einzelprotokolle in transportierbare Daten umgewandelt wird. Von dem Anwenderprogramm, etwa Outlook Express oder Netscape Navigator, in dem sie in Lettern abgefaßt worden ist, gelangt sie in die erste Ebene, die Anwendungsschicht, wo sie der speziellen Prozedur (= Protokoll) einer bestimmten Anwendung unterzogen wird. In unserem Fall ist das SMTP (Simple Mail Transfer Protocol) zuständig, da ja eben elektronische Post zu verschicken ist und keine Websites besucht oder Dateien auf einen Rechner gespeist bzw. davon heruntergeladen werden sollen, wofür jeweils das Protokoll des WWW und das FTP (File Transfer Protocol) benötigt würden. Die hier einschlägig vorbehandelten Daten werden an die Transportschicht weitergereicht, in der das TCP für eine „folgerichtige und zuverlässige Datenübertragung“<sup>46</sup> verantwortlich ist. Das TCP teilt die Daten in Datenpakete auf und markiert deren Anfang und Ende mit Hilfe von bestimmten, letztendlich binären Codes, sog. Headern und Trailern. Der Header eines Pakets enthält zugleich auch eine Folgenummer, damit die verschiedenen Teile, die später u.U. „auf unterschiedlichen Wegen zum Ziel gelangen“<sup>47</sup>, dort auch wieder in der richtigen Reihenfolge zusammengesetzt werden. Die ganze Prozedur in dieser Schicht darf man sich wohl vorstellen im Sinne von ‚Hier ist das Paket mit Teil X des Inhalts, dann kommt Teil Y‘ etc.



Abb. 6: Protokollstapel bzw. Schichten des TCP/IP nach Matytschak 1994:94

Die nächste Schicht, das IP, ist für den Transport der „Datenpakete von einem Sender über mehrere Netze hinweg zu einem Empfänger“<sup>48</sup> verantwortlich. Mit Hilfe von viergliedrigen Adressen, dezimal dargestellt z.B. 134.96.100.105, werden Sender wie Empfänger eindeutig identifiziert, wobei ein Teil der Zahlenkombination ein bestimmtes Netzwerk spezifiziert, ein anderer einen bestimmten Rechner innerhalb eines Netzes, in unserem Beispiel den Studierenden-Mail-Server der Universität des Saarlandes.

In der untersten, der Übertragungsschicht, schließlich werden die Daten zusammen mit den angehängten „Protokollinformationen in einen Bitstrom umgewandelt und über das physikalische Medium [...] übertragen“<sup>49</sup>. Hier werden den logischen Werten 1 und 0 physikalische Meßgrößen zugeordnet sowie die Betriebsart und Richtung der Übertragung definiert, die Verbindung selbst aktiviert, überwacht und später wieder geschlossen.<sup>50</sup>

Die verwandelten Informationen nehmen nun, mit Hilfe von z.B. Modem und Telefonkabel über einen Server ins Internet gelangt, ihren Weg zum Adressaten, tun dies aber, wie oben erwähnt, durchaus auf ganz unterschiedlichen Strecken. Bei einer Mail von Saarbrücken nach Berlin z.B. können die einen theoretisch über Köln und Hamburg, andere via Mainz und Dresden zu ihrem Ziel reisen. Letztendlich jedenfalls wieder über einen Server angekommen, durchlaufen sie sämtliche oben beschriebenen Schichten in umgekehrter Reihenfolge und werden wieder nach der vom entsprechenden Protokoll geregelten Abfolge aneinandergefügt sowie von den mitgelieferten, hier ausgewerteten Protokollinformationen befreit, so daß der vom Absender ursprünglich verfaßte Text wiederhergestellt und vom Empfänger schließlich gelesen werden kann.<sup>51</sup>

Störquellen gibt es natürlich auch bei der Kommunikation per Computer, so daß aufgrund etwa einer schlechten Telefonverbindung Daten verlorengehen oder fehlerhaft transportiert werden können. Vielleicht ist die Verbindung zwischen den Rechnern auch generell eher unzuverlässig, und die Informationen werden nur bruchstückhaft übermittelt. Im TCP, teilweise auch schon in der Übertragungsschicht<sup>52</sup>, wird daher eine Fehlerkorrektur vorgenommen, durch die lückenhafte oder verfälschte Daten berichtigt oder im Zweifelsfall neu angefordert werden. Dabei helfen sowohl die Struktur der Pakete, die Markierung z.B. von Anfang und Ende, aufgrund derer eine Aufeinanderfolge zweier Anfänge in einer Schicht als Mangel identifiziert würde, wie auch beigefügte Kontrollcodes in Form von auszuwertenden Quittungen und Prüfsummen, bei etwaig notwendigen Berichtigungen und beim korrekten Wiederaussetzen der Daten beim Adressaten.<sup>53</sup>

All dies zeigt, daß wir es - im Gegensatz zur gängigen Annahme - bei computergebundener Kommunikation also nicht mit einer Form des Informationsaustausches zu tun haben, auf die sich herkömmliche Vorstellungen unmodifiziert übertragen lassen. Sprach- wie z.T. auch sozialwissenschaftliche Publikationen begehen hier den Fehler der sträflichen Vernachlässigung wichtiger technischer Aspekte zugunsten der bequemen, jedoch vollkommen einschränkenden und damit zu Unvollständigkeit führenden Übernahme facheigener Überlegungen, die zur Untersuchung von Korrespondenz oder Telefongesprächen noch ausreichen mögen.

Der oben gewagte Blick über den linguistischen Tellerrand hinaus zeigt hingegen, daß bestimmte, eben nur die Kommunikation per Rechner betreffende Charakteristika in die traditionellen Annahmen und Überlegungen unbedingt einfließen müssen. Danach wird man sich schließlich zu vergegenwärtigen haben, daß man es hier mit einer gänzlich neuen, so noch nie dagewesenen Art des Miteinanderkommunizierens zu tun hat, deren individuelle Züge zu berücksichtigen sind und in dieser Arbeit deshalb mit Hilfe eines Modells verdeutlicht werden sollen. Die elektronische Post wird nämlich eben nicht einfach über die Telefonleitung zum Empfänger geschickt, sondern, wie oben gezeigt, zuerst maschinell verarbeitet, durch eine andere, in den zwischenmenschlichen Informationsaustausch eingebettete Art der Kommunikation, die der Rechner untereinander, übermittelt und erneuten Prozeduren unterzogen, bis sie vom Adressaten gelesen werden kann. Dies gilt es allein deshalb schon zu berücksichtigen, weil beim Telefonieren beispielsweise die Geräte eben nicht – trotz aller modernen Entwicklungen jedenfalls noch nicht in diesem Maße – untereinander Daten austauschen und beim herkömmlichen Briefeschreiben keine Störquellen, vorstellbar etwa in Form von Beschädigung oder Verschmutzung des Papiers, von vornherein ausgeschlossen werden können. Ebenso wenig wird das Material und/oder der Inhalt zu Transportzwecken umgewandelt, werden einzelne Teile vorübergehend mit zusätzlichen Informationen versehen und wird das Original<sup>54</sup> schließlich wiederhergestellt.

Ähnliches gilt für das WWW: Ein User sieht sich eben nicht einfach eine Seite im Internet an und hat damit eine Interaktion im Sinne von Erfragen und Auffinden von Informationen durch Eingabe einer URL oder durch einfaches Anklicken von Hyperlinks zuwege gebracht, wenn es von außen, simplifiziert betrachtet, auch so erscheinen mag. Er/sie richtet auch keine direkten Anfragen an den Rechner, auf dem eine zu betrachtende Homepage bereitsteht. Durch Manipulieren bestimmter Bereiche der Benutzeroberfläche erteilt man vielmehr seinem PC den mit der Internetadresse bzw. im Link vorformulierten Befehl<sup>55</sup>, auf der Basis des einschlägigen Protokolls über andere Rechner hinweg mit dem Server, auf dem die gewünschten Informatio-

nen zu finden sind, zu kommunizieren. Dabei werden nicht nur Daten übertragen, die dem eigentlichen Interesse des Benutzers entsprechen, sondern auch und gerade solche Informationen ausgetauscht, die für den Menschen hinter der Maschine vollkommen kryptisch und unwichtig erscheinen mögen, für die letztendlich sichtbare Sache selbst aber höchst relevant sind, korrekte und vollständige Übermittlung dessen, was man letztendlich vor Augen hat, inklusive.

### **3. Semiotik**

Fast zeitgleich mit Beginn der Arbeit an der vorliegenden Untersuchung hat Nöth, dessen erstmals 1985 erschienene Publikation vermutlich schnell zum Standardwerk für alle avancierte, die sich mit Zeichen und deren Verwendung beschäftigen, die zweite, von einigen anscheinend sehnlichst erwartete, im wahrsten Sinne des Wortes völlig überarbeitete Auflage seines Handbuchs der Semiotik herausgebracht. Die Neufassung ist auf den doppelten Umfang erweitert, inhaltlich deutlich umorganisiert und diesbezüglich teilweise sogar vollkommen anders gewichtet worden. Die Stärke im Detail und das Aufarbeiten von Desideraten geht leider mit einem Verlust an Explikationsfreudigkeit einher sowie mit dem Fehlen von Fakten, die offenbar als aus dem ersten Band bekannt vorausgesetzt werden.

Aus diesen Gründen hat der Verfasser der vorliegenden Arbeit - was für wissenschaftliche Untersuchungen zugegebenermaßen eher unüblich ist - auf beide Handbuch-Ausgaben zurückgegriffen. Einerseits konnten so die Vorteile beider Bände genutzt werden. Andererseits war dies angesichts der z.T. großen Unterschiedlichkeit der Ausgaben mit enormen Anstrengungen verbunden.

Sucht man nun jenseits der Handbücher nach einer prägnanten Definition von Semiotik, stößt man nicht selten auf lapidare, vielleicht allzu simplifizierte Erklärungsversuche wie den folgenden:

„Semiotik kann als eine wissenschaftliche Disziplin, die sich mit der Interpretation von Zeichen beschäftigt, charakterisiert werden. Als solche geht sie gleichermaßen auf den amerikanischen Philosophen C. S. Peirce und den schweizer Sprachwissenschaftler F. de Saussure zurück, die beide Anfang des 20. Jahrhunderts, voneinander unabhängig, Theorien zur Funktion von Zeichen entwickelten.“<sup>56</sup>

Tatsächlich aber handelt es sich hier um einen Forschungsbereich, der in viele verschiedene Tendenzen und Richtungen aufgespalten ist und dem mitunter sogar eine solche Menge von Bedeutungen zugeschrieben wird, daß sie angeblich fast der Zahl derer entspricht, die sich mit dem einschlägigen Gegenstand beschäftigen.<sup>57</sup> Kommt letzteres auch einer sicher nicht allzu ernst gemeinten Übertreibung gleich, so bleibt nichtsdestoweniger festzuhalten, daß etwa Pelc, für den 1984 bereits die Definition von Semiotik zu einem Gegenstand des Interesses geworden ist, 16 verschiedene Bedeutungen des Terminus und verwandter Begriffe zusammengetragen hat, als deren „kleinste[r] gemeinsame[r] Nenner“<sup>58</sup> der der Wissenschaft von den Zeichen angeführt wird. Etwas weniger knapp, jedoch noch immer sehr weit gefaßt, ist die Bestimmung der Zeitschrift für Semiotik, die sich stark an den Grundzügen und Wurzeln der vermeintlichen Einzeldisziplin orientiert:

„Die Semiotik untersucht als Wissenschaft von den Zeichenprozessen alle Arten von Kommunikation und Informationsaustausch zwischen Menschen, zwischen nichtmenschlichen Organismen und innerhalb von Organismen. Sie schließt also zumindest teilweise die Gegenstandsbereiche der meisten Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Biologie und Medizin ein.“<sup>59</sup>

Dieser umfassenden Konzeption Rechnung tragend, untergliedert Sebeok die Semiotik in drei größere Komplexe: den der Anthroposemiotik, die sich mit der Zeichenverwendung beim Menschen beschäftigt, den Zweig der Tierkommunikation untersuchenden Zoosemiotik und das Gebiet der Endosemiotik, die sich mit den „kybernetischen Systeme[n] innerhalb des Körpers“<sup>60</sup> auseinandersetzt. Die meisten Semiotiker beschränken sich auf den erstgenannten Aspekt, den manche von ihnen wiederum durch Kriterien wie kulturelle Determiniertheit, Systemhaftigkeit oder die Intentionalität von Zeichen weiter eingrenzen.<sup>61</sup>

Während sich über die Frage, ob die Semiotik eine Position innerhalb oder neben der Linguistik einnimmt, noch immer trefflich streiten läßt, herrscht bezüglich ihres wissenschaftlichen Status insofern weitgehend Einigkeit, als sie eher als ein Projekt oder eine sich noch immer entwickelnde Wissenschaft angesehen wird<sup>62</sup>, die auf zwei großen Wurzeln bzw. Schulen aufbaut:

zum einen auf der allgemein zeichentheoretisch orientierten Semiotik in der Tradition von Peirce und dessen Nachfolger Morris, zum anderen auf der von Saussure initiierten und von Hjemslev weitergeführten linguistisch-strukturalistisch orientierten Semiologie. Innerhalb dieser beiden Richtungen sind mittlerweile weitere Differenzierungen möglich, ja notwendig geworden, auf denen nun wiederum verschiedene Schulen basieren, wie etwa die funktionalistische Semiotik in der Nachfolge Saussures, die phänomenologische Semiotik, die Zeichenmodelle von Peirce, Morris, Ogden und Richards untersucht, die Peirce weiterentwickelnde Stuttgarter Schule von Bense und Walther, Mukarovskys Prager Schule, die Schule von Tartu und Moskau uvm.<sup>63</sup> Noch breiter gefächert stellen sich die Forschungsgebiete der Semiotik dar, da Kunst und Kultur ebenso sehr den Untersuchungsgegenstand darzustellen vermögen wie Rechtswissenschaft oder Ökonomie, Logik und Erkenntnistheorie genauso wie Massenmedien und multimediale Kommunikation, Sprache und Psychologie gleichermaßen im Mittelpunkt des Interesses stehen können wie Mathematik oder die (neue) Computersemiotik<sup>64</sup>, die sich u.a. mit den Zeichenprozessen innerhalb von Rechnern beschäftigt.

Bevor es in der vorliegenden Arbeit jedoch um Anwendungen gehen kann, müssen zunächst die erwähnten grundlegenden sowie weitere für den hier zu behandelnden Gegenstand relevante zeichentheoretische Überlegungen vorgestellt werden.

### **3.1 Der Ansatz von Ferdinand de Saussure**

Ferdinand de Saussure, der Begründer des strukturalen Linguistik, hat in seinem posthum veröffentlichten ‚Cours de linguistique générale‘ das Vorhaben einer (seinerzeit) noch nicht existenten, nach seinen Vorstellungen der Sozialpsychologie zuzurechnenden Wissenschaft von den Zeichen, der bereits erwähnten Semiologie, konzipiert.<sup>65</sup>

Die Bedeutung seiner Zeichentheorie ist für die Entwicklung der modernen Semiotik umstritten. Haben ihn viele Autoren lange Zeit für den Begründer der Disziplin gehalten, räumen ihm andere einen eher geringen Stellenwert ein<sup>66</sup>, nicht zuletzt wohl deshalb, weil es ihm vornehmlich um das verbale Signum geht. Berücksichtigt man jedoch die von seinen Nachfolgern durchgeführte Übertragung seines Ansatzes auch auf Nichtsprachliches, so ist seine bis heute spürbare Wirkung durchaus verständlich.

In der vorliegenden Arbeit findet Saussures theoretischer Ansatz zwar keine explizite

Anwendung. Da hier jedoch Begriffe Erwähnung finden, die für gewöhnlich mit seiner Theorie in Verbindung gebracht und am ehesten im Zusammenhang mit den Saussureschen Überlegungen verständlich werden, soll auf diese im folgenden noch einmal kurz eingegangen werden.

Nach Saussure besteht das Zeichen (signe) aus zwei Seiten, dem Lautbild (signifiant) und der Vorstellung (signifié), die eine mentale Einheit bilden.<sup>67</sup>

Zentral für Saussures Ansatz ist seine These von der Arbitrarität der Zeichen<sup>68</sup>, nach der die Verbindung von Bezeichnetem und Bezeichnendem auf keinem erkennbaren logischen Grund, sondern auf gesellschaftlicher Konvention beruht. Das außersprachliche Referenzobjekt bleibt bei ihm ausgeschlossen, so daß er anders als Peirce, auf den nunmehr wegen seiner Bedeutung für die weitere Untersuchung genauer einzugehen ist, ein dyadisches Zeichenmodell vertritt.<sup>69</sup>

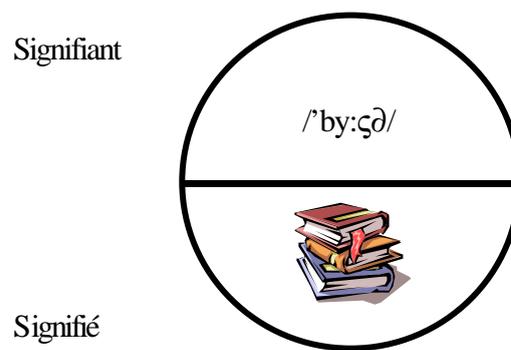


Abb. 7: Saussures Zeichenmodell

### 3.2 Die Zeichentheorie von Charles Sanders Peirce

Charles Sanders Peirce, wissenschaftliches Universalgenie und Begründer des amerikanischen Pragmatismus, gilt als Vater der modernen allgemeinen Semiotik. Seine Theorie, die er in einer Vielzahl von Schriften über Jahrzehnte hinweg entwickelte, ist zunächst – auch von der auf Saussure fußenden, philologisch orientierten Semiologie – fast vollkommen unbeachtet geblieben, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil sie nie eine Gesamtdarstellung erfahren hat und die später als ‚Collected Papers‘ herausgegebenen Arbeiten von Peirce unvollständig sowie terminologisch uneinheitlich sind. Obwohl bereits 1923 in Ogden und Richards‘ ‚The Meaning of Meaning‘ erwähnt, gilt für viele erst Jakobson als der Entdecker von Peirce. Bald darauf werden die

Peirceschen Grundbegriffe jedoch schon zu einem festen Bestandteil der strukturalistischen Semiotik. Heute wird seine Theorie als allgemeine Basis der Disziplin betrachtet, die mit ihrer Zeichendefinition und -klassifikation die wichtigsten Grundlagen und Anwendungsmöglichkeiten beinhaltet.<sup>70</sup>

#### Peirces Ausgangspunkt

„ist die These, daß alles *Denken* notwendigerweise in *Zeichen* erfolgt [...]; denn jeder Gedanke verweist ebenso wie ein Zeichen auf andere Gedanken und bezieht sich auf ein Objekt in der Welt [...]. Da nun »jeder Gedanke ein Zeichen ist«, und »das Leben aus einer Folge von Zeichen besteht«, ist für Peirce [...] sogar »der Mensch selbst als Zeichen«.“<sup>71</sup>

Zeichen sind dabei keinesfalls als Klassen von Phänomenen zu verstehen, etwa in Opposition zu Nichtzeichen. Vielmehr betrachtet Peirce das gesamte Universum als von Zeichen durchdrungen, sofern es nicht gar gänzlich aus Zeichen besteht. Somit wird Semiotik für ihn zu einer Universalwissenschaft.<sup>72</sup>

Grundvoraussetzung für das Verständnis von Peirces Zeichentheorie bildet seine philosophische Kategorienlehre. Im Gegensatz zu Aristoteles und Kant, die zehn bzw. zwölf Kategorien propagieren, entwickelt er ein System von nur drei Kategorien, mit „denen [...] alles Seiende klassifiziert“<sup>73</sup> wird:

‘Firstness’/‘Erstheit’ „ist die Kategorie des Unmittelbaren“<sup>74</sup>. Sie beinhaltet das Sein, wie es in sich selbst besteht und das sich auf nichts bezieht, das noch nicht reflektierte Gefühl, die noch nicht realisierte Möglichkeit.

‘Secondness’/‘Zweitheit’ meint das Faktische, tatsächlich Existente, das sich im Gegensatz zu etwas anderem darstellt. Es handelt sich um „die Kategorie [...] der außerhalb des Bewußtseins erfahrenen Realität“<sup>75</sup>, in der unabhängig von Gesetzmäßigkeit die Relation zwischen einem Ersten und Zweiten geschaffen wird.

‘Thirdness’/‘Drittheit’ heißt die Kategorie, in der die Beziehung zwischen einem Zweiten und einem Dritten hergestellt wird. „Es ist die Kategorie [...] des Gesetzmäßigen, [...] der Kommunikation“<sup>76</sup> und letztendlich auch der Zeichen.<sup>77</sup>

Das Zeichen ist, sofern genuin<sup>78</sup>, ein Phänomen der Drittheit, da es eine triadische Relation bildet, die zwischen ihm, seinem Objekt und seiner Bedeutung, dem Interpretanten, besteht. Erstes Korrelat dieser Triade ist das Zeichen selbst, von Peirce auch ‚Representamen‘ genannt,

„[...] etwas, das für jemanden in einer gewissen Hinsicht für etwas steht. Es richtet sich an jemanden, d.h., es erzeugt im Bewußtsein jener Person ein äquivalentes oder vielleicht ein weiterentwickeltes Zeichen. Das Zeichen, welches es erzeugt, nenne ich den *Interpretanten* des ersten Zeichens. Das Zeichen steht für etwas, sein *Objekt*. Es steht für das Objekt nicht in jeder Hinsicht, sondern in bezug auf eine Art Idee, die ich manchmal den *Grund* des Representamens genannt habe.“<sup>79</sup>

Zu betonen ist der relationale Charakter des Zeichens. Zeichen sind nicht als eine Klasse von Objekten zu verstehen, sondern sie entstehen nach vielen Peirceschen Definitionen - eigentlich geht Peirces Semiotik „über eine mentalistische Konzeption des Zeichens hinaus“<sup>80</sup> - nur im Bewußtsein des Interpreten, der die entsprechende Beziehung herstellt. Damit ist nur das ein Zeichen, was auch als solches interpretiert wird. Diesen Vorgang des Interpretierens, den semiotischen Prozeß, durch den vom Zeichen aus ein Effekt auf den Interpreten ausgeübt wird, bezeichnet Peirce als Semiose.<sup>81</sup>

Das Representamen stellt das „Vehikel“<sup>82</sup> des Semioseprozesses dar. Es ist das Zeichen, wie es seiner eigenen Natur nach ist, das konkrete Objekt, das als Zeichen in Erscheinung tritt. Es entspricht in gewisser Weise Saussures ‚signifiant‘. Peirce nennt es manchmal wie die gesamte Triade ‚Zeichen‘, woraus u.a. die angesprochene terminologische Verwirrung entsteht.<sup>83</sup>

Das Objekt, von Nöth ursprünglich mit dem verglichen, was andere ‚Referent‘ oder ‚Denotat‘ nennen<sup>84</sup>, meint „nicht einfach ein außersemiotisches Referenzobjekt, [...] ein[en] Gegenstand, der dem Zeichen gegenübersteht, sondern das, was ein Zeichen »repräsentiert«“<sup>85</sup>. Es ist das „Korrelat der Erfahrung“<sup>86</sup>, das aber nicht nur materielle Objekte umfaßt, sondern auch imaginäre, die nur im Kopf des Zeichenbenutzers vorhanden sind. Das Verstehen des Zeichens setzt die Kenntnis des Objekts voraus. Das Zeichen kann dergleichen jedoch nicht vermitteln, sondern das Objekt nur darstellen. Das Objekt gilt darüber hinaus entweder als unmittelbar, als „Objekt der Vorstellung“<sup>87</sup>, das vom Semioseprozeß abhängt, oder als mittelbares, reales, dynamisches, d.h. externes Objekt, das den Semioseprozeß bestimmt, davon aber nicht abhängt.<sup>88</sup>

Der Interpretant, auch ‚significance‘ oder ‚signification‘ genannt, ist die Bedeutung des Zeichens, „die Wirkung [...] des Zeichens im Bewußtsein eines Interpreten“<sup>89</sup>. Diese kann sich auf drei Weisen entfalten, nämlich unmittelbar als Gefühl, dynamisch als tatsächliche Wirkung, z.B. „in Form einer Handlung“, oder als normaler oder finaler Interpretant, bei dem Bedeutung durch eine gewohnheitsmäßige Verbindung von Representamen und Objekt entsteht, was schließlich auch eine „Veränderung des Denkens“ und Verhaltens herbeiführen kann.<sup>90</sup>

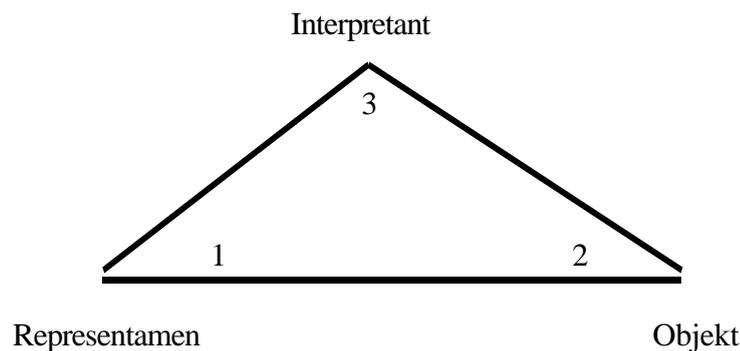


Abb. 8: Peirces Zeichenmodell nach Nöth 1985:37

Weil Denken wie Interpretieren für Peirce einen Zeichenprozeß darstellen, wird der Interpretant letztlich ebenfalls zu einem „Zeichen (Representamen), das [...] einen weiteren Interpretanten als Korrelat hat“<sup>91</sup>. Daraus entsteht ein semiotischer Prozeß, der sich rein theoretisch unendlich fortsetzen kann und den Peirce als ‚infiniten semiotischen Regreß bezeichnet.<sup>92</sup>

Die drei Zeichenkorrelate werden nun zu Zwecken der späteren Zeichenklassifikation weiter in Trichotomien untergliedert: Das Zeichen an sich, als Representamen, ist entweder „eine bloße Qualität“<sup>93</sup>, ein noch nicht realisiertes ‚Qualizeichen‘, oder ein konkretes, tatsächlich existierendes ‚Sinzeichen‘. Beruht seine Bedeutung auf einer Gesetzmäßigkeit, auf Übereinkunft oder Gewohnheit, handelt es sich um ein ‚Legizeichen‘. Wie die Klassen aller Trichotomien überschneiden sich diese drei in vielerlei Hinsicht und sind nicht als voneinander unabhängig zu betrachten. So muß ein Sinzeichen ein Qualizeichen aktualisieren, damit letzteres tatsächlich Zeichen wird, und jedes Legizeichen muß durch ein Sinzeichen konkret realisiert werden, um wirklich als Zeichen zu fungieren.<sup>94</sup>

In bezug auf sein Objekt gilt ein Zeichen als Ikon, Index oder Symbol. Beim Ikon verweist das Representamen aufgrund eigener Eigenschaften „und damit durch Ähnlichkeit auf das

Objekt“<sup>95</sup>. Indices referieren unmittelbar, d.h. ohne Ähnlichkeit, auf tatsächlich vorhandene, singuläre Objekte, zu denen sie jeweils eine zeitliche oder räumliche Relation aufweisen. Es sind hinweisende Zeichen, die entweder direkt auf konkrete Objekte zeigen, mit denen sie „physikalisch verbunden“<sup>96</sup> sind, oder indirekt durch ein konventionelles Zeichen (Symbol), wie etwa das deiktische Wort *hier*.<sup>97</sup>

Als Symbol verweist ein Zeichen, mitunter unabhängig von Ähnlichkeit<sup>98</sup>, infolge von Gesetzmäßigkeit und Gewohnheit auf ein Objekt. In manchen (älteren) Interpretationen der Peirceschen Zeichentheorie wird es als wie das sprachliche Zeichen (i.a.) durch Konventionalität und Willkürlichkeit gekennzeichnet definiert<sup>99</sup>. Nöth (2000) zählt zwar konventionelle und arbiträre Zeichen zu den Symbolen hinzu, tut dies aber aufgrund der „Verbindung [dieser Charakteristika] mit noch allgemeineren Kriterien der Drittheit“<sup>100</sup> und unter Hinweis darauf, daß Konventionalität nach Peirce ein hinreichendes, aber kein notwendiges Kriterium des Symbolischen ist.<sup>101</sup> Überhaupt scheint bei der Verwendung des Begriffs ‘Symbol’ Vorsicht geboten, da er zu den vieldeutigsten und dennoch zentralen wie auch häufig gebrauchten Termini in den Geisteswissenschaften zählt.<sup>102</sup> So entspricht das Peircesche Symbol ganz und gar nicht dem Symbolbegriff, den man etwa in der Literaturwissenschaft oder bei Saussure vorfindet. Letztere verstehen darunter ein sprachliches Bild mit zusätzlicher spiritueller Signifikanz, wie beispielsweise das für Gerechtigkeit stehende Symbol der Waage. Für Peirce wäre dergleichen zweifelsohne ein Ikon.<sup>103</sup>

Im Interpretantenbezug, mit dem der „Grad der semantischen [...] Bestimmtheit der Zeichen“<sup>104</sup> beschrieben werden kann, ist ein Zeichen ‚Rhema‘, ‚Dicent‘ oder ‚Argument‘. ‚Rhema‘ meint ein in seiner Bedeutung offenes Zeichen, das nur ein mögliches Objekt beschreibt. Wie jedes Einzelwort außer *ja* und *nein* kann es weder wahr noch falsch sein.

Als ‚Dicent‘ gilt ein Zeichen, das Informationen über etwas vermittelt, etwas behauptet, aber keine einschlägigen Gründe liefert. Wie ein Satz, sein sprachliches Äquivalent, ist es entweder wahr oder falsch.

Ein ‚Argument‘ kann einen vollständigen, gesetzmäßigen und logisch wahren Zusammenhang (z.B. in Form einer logischen Schlußfolgerung) beinhalten und die Wahrheit von etwas behaupten.<sup>105</sup>

Trichotomie Kategorie	I des Representamens	II der Objektrelation	III des Interpretanten- bezugs
Erstheit (Möglichkeit)	Qualizeichen	Ikon	Rhema
Zweitheit (Existenz)	Sinzeichen	Index	Dicent
Drittheit (Gesetz)	Legizeichen	Symbol	Argument

Abb. 9: Peirces Subzeichenklassen nach Nöth (2000:66)

Mit Hilfe der weiteren Untergliederung der drei Zeichenkorrelate entwickelt Peirce nun ein System der vollständigen Zeichenklassifikation, bei dem sich durch Kombination von je drei Elementen der Trichotomien, als Angabe der drei Zeichenbezüge eines Zeichens, zehn Hauptzeichenklassen ergeben<sup>106</sup>:

- I.
  1. (Rhematisch ikonisches) Qualizeichen, z.B. »ein Gefühl von >rot<<.
  2. (Rhematisch) ikonisches Sinzeichen, z.B. »ein individuelles Diagramm<>.
  3. Rhematisch indexikalisches Sinzeichen, z.B. »ein spontaner Schrei«.
- II.
  4. Dicentisch (indexikalisches) Sinzeichen oder auch Spuren [...], z.B. »eine Wetterfahne «.
- III.
  5. (Rhematisch) ikonisches Legizeichen, z.B. Eigennamen [...] oder »ein Diagramm, unabhängig von seiner konkreten [...] Realisierung«.
  6. Rhematisch indexikalisches Legizeichen, z.B. »ein Demonstrativpronomen«.
  7. Dicentisch indexikalisches Legizeichen, z.B. »der Ausruf eines Straßenhändlers«, Verkehrszeichen, ein imperativer Befehl oder ein Porträt mit einer Legende.
  8. Rhematisches Symhol (und Legizeichen), z.B. »ein Gattungsname« (Substantiv).
  9. Dicentisches Symhol (und Legizeichen), z.B. »eine gewöhnliche Proposition«.
  10. Argument (und Symbol sowie Legizeichen), z.B. »ein Syllogismus«.<sup>107</sup>

### 3.3 Ikonizität

Wie bereits erwähnt, ist das Ikon im Verständnis von Peirce durch eine Ähnlichkeitsbeziehung zu dem von ihm bezeichneten Objekt charakterisiert.<sup>108</sup> Bei den Merkmalen, die es dabei mit letzterem gemein hat<sup>109</sup>, handelt es jedoch um ihm eigene, im Prinzip objektunabhängige Qualitäten<sup>110</sup>, so daß das Ikon einerseits zur Kategorie des Unmittelbaren<sup>111</sup>, d.h. dessen gehört, was (als Möglichkeit) ohne Relation zu anderem besteht<sup>112</sup>, andererseits, aufgrund seiner bedeutungsschaffenden Beziehung zum Objekt, zur Kategorie der Drittheit<sup>113</sup>.

Diese vermeintliche Paradoxie hebt Peirce mit Hilfe seines Konzepts der semiotischen Degeneration<sup>114</sup> auf, demzufolge ein

„Zeichen [...] dann degeneriert (abgeleitet) [ist], wenn sein Objektbezug anders als beim arbiträren Symbol nicht allein von der mentalen Operation des Zeichenbenutzers, sondern von Eigenschaften der Zeichen selbst abhängt [...]. Folglich ist das Ikon wegen seiner materiell bedingten Similaritätsbeziehung zum Objekt degeneriert [...].“<sup>115</sup>

Durch das Degenerationskonzept ist auch Peirces weitere Unterteilung des Ikonischen in Bilder, Diagramme und Metaphern determiniert, die den jeweiligen Grad angeben, zu dem ein Zeichen der Kategorie der Ersttheit<sup>116</sup> angehört. Bilder sind also Ikone, die ihrem Bezugsobjekt auf einfache, unmittelbare Weise ähnlich sind, wie etwa Fotos oder Lautnachahmungen.<sup>117</sup>

Diagramme zeichnen sich durch strukturelle Entsprechungen aus und stellen „Ikone von Relationen“<sup>118</sup> dar, die „als solche von Konventionen und Indices“<sup>119</sup> abhängen.

Metaphern schließlich werden als „ikonische Metazeichen“<sup>120</sup> begriffen, bei denen die Relation der Ähnlichkeit auf anderen Zeichen basiert.<sup>121</sup>

Die Sequenz ‚Bilder – Diagramme – Metaphern‘ steht dabei für die wachsende Distanz von Ikonen zum Unmittelbaren sowie für den sich verringern den Grad ihrer Ableitung und impliziert drei Stufen sich vermindernder Ikonizität.<sup>122</sup>

Der eigentliche Begriff ‘Ikonizität’ als Beschreibung des Grades der Ähnlichkeit zwischen Ikon und Objekt wurde explizit zuerst von Peirces Nachfolger Morris gebraucht.<sup>123</sup> Später hat man versucht, die verschiedenen Stufen des Ikonischen u.a. mit Hilfe von Skalen quantitativ zu bestimmen, ein Vorgehen, das aufgrund der vielen unterschiedlichen, nicht zuletzt situationsabhängigen Faktoren, auf denen Similarität beruhen kann, als problematisch anzusehen ist.<sup>124</sup>

Letztlich ist sogar das gesamte Konzept der Annahme von Similarität als Grundlage für Ikonizität in die Kritik geraten<sup>125</sup>, da zum einen etwa universelle Qualitäten existieren, nach de-

nen im Prinzip jedes Zeichen als jedwedem Objekt ähnlich interpretiert werden kann<sup>126</sup>, zum anderen Similarität kein intrinsisches, objektinhärentes Faktum darstellt, sondern kulturell kodifiziert ist und folglich von Urteilen abhängt, die auf kontextspezifisch erworbenen Inhalten beruhen.<sup>127</sup> Nichtsdestoweniger scheinen Interpreten durchaus fähig, zwischen wesentlicher und weniger relevanter Ähnlichkeit zu unterscheiden und auf dieser Basis Ikonizität zu erfassen<sup>128</sup>, die womöglich von vielen anderen Rezipienten und bisweilen - man denke etwa an eindeutige realitätsnachahmende Visualisierungen bzw. auditive Eindrücke, denen kaum jemand die Äquivalenz hinsichtlich des „Originals“ absprechen wird - von ganzen Kulturkreisen geteilt werden. Dementsprechend hat die Similaritätskritik nicht etwa zum jähen Ende der Ikonizitätsforschung geführt, sondern vielmehr – rein zeitlich gesehen<sup>129</sup> – deren Aktivitäten z.B. hinsichtlich des verbalen Zeichens bis zu ihrer endgültigen Akzeptanz und Erweiterung zu einem umfassenden Interessengebiet begleitet.

Aufgrund des großen Einflusses und der weiten Verbreitung der Saussureschen Arbitraritätsthese wurde der Untersuchung sprachlicher Ikonizität nämlich lange nur ein geringer Stellenwert zugestanden<sup>130</sup>, so daß diese sich nur zögerlich, gleichsam ganz unter dem Schutz der nicht zuletzt von Morris initiierten Arbitraritätskritik entwickeln konnte<sup>131</sup> und, wie es scheint, zunächst bei Naturbeobachtungen, bei der Analyse von animalischem Verhalten und Informationsaustausch ansetzen mußte, um erst einmal die Existenz nicht-arbiträrer kommunikativer Zeichen zu beweisen.<sup>132</sup>

Wohl auch deshalb - das zunächst in der Linguistik fehlende Wissen um Peirces Untergliederung des Ikon<sup>133</sup> spielt in diesem Zusammenhang wohl auch eine Rolle - beschränkte man sich zunächst auf bildliche Ikonizität und wies u.a. die imitativen Anteile der Taubstummensprache und den ikonischen Ursprung der Schriftzeichen nach.<sup>134</sup> Erst die von verschiedenen Autoren vorgenommene analytische Anwendung der Peirceschen Differenzierung zwischen Bild und Diagramm<sup>135</sup> „hat zu einer wesentlichen [, Morphologie und Syntax und letztlich alle Sprachebenen einschließenden] Erweiterung der Erkenntnisse über sprachliche Ikonizität geführt“<sup>136</sup>, die letztlich auch in der vorliegenden Arbeit eine gewisse Rolle spielen wird, wenn gleich es dort, wo im folgenden von Ikonizität die Rede ist, meist nicht um rein Sprachliches, sondern allgemein um den Nachweis des diagrammatisch Ikonischen als Basis indexikalischer Zeichen geht, sowie um die Motiviertheit verschiedener Aspekte computergebundener Kommunikation.

### 3.4 Medien- und Soziosemiotik

Als allgemeine „Wissenschaft von den Zeichen, den Zeichenprozessen und der Verbreitung und Wirkung von Zeichen“<sup>137</sup> sollte die Semiotik eigentlich als fundamentales Instrument zur Erforschung des Bereichs der Medien gelten. Tatsächlich wird ‘Semiotik’ insbesondere in weiten Teilen der Romania fast schon als Äquivalent zu ‘Medienwissenschaft’ aufgefaßt, wenn ihr auch anderswo bisweilen eine geringere Bedeutung für die zuletzt genannte Disziplin beigemessen wird. An den Medien interessieren die Semiotik per definitionem die in ihnen zum Einsatz kommenden Zeichensysteme ebenso wie das Fungieren der jeweiligen Medien selbst als Zeichensysteme.

Untersucht werden medienspezifische Zeichenstrukturen und -bedeutungen, der Effekt auf Gesellschaft und Individuum, „Kommunikation, Kognition und Emotion, [...] Wahrheit, Mythos und Ideologie, Information [...] und schließlich die evolutionsgeschichtlichen Wurzeln der Zeichenproduktion und -rezeption in den Medien“<sup>138</sup>.

Die Erweiterung des semiotischen Forschungsgegenstandes von den sprachlichen Zeichen auf den bedeutend größeren Bereich der medialen audiovisuellen Zeichen hat vor etwa 30 bis 40 Jahren eingesetzt. Anfangs übernahm man noch weitgehend die strukturalistisch-linguistischen Prinzipien Saussures, deren auf verbale Kommunikation gemünzte Methoden bei der Untersuchung einschlägiger nichtsprachlicher Phänomene wie „Bild, Photographie, Comics, Film und Fernsehen“<sup>139</sup> als Orientierung dienen sollten. Die Einschränkungen des damit einhergehenden „Logo- oder Linguozentrismus“<sup>140</sup> hatten jedoch bald eine Abkehr von einer im Prinzip lediglich von verbalen Zeichen ableitenden Mediensemiotik zur Folge und führten zu vielfältigen neuen Ansätzen, die wiederum für die zahlreichen, mitunter stark divergierenden, Forschungsrichtungen und -tendenzen der zeitgenössischen Semiotik verantwortlich sind.<sup>141</sup>

Neben verschiedenen semiotisch-narrativitätstheoretisch orientierten Überlegungen sind in diesem Zusammenhang die Ansätze von Eco, Barthes und Greimas zu nennen, die in den Erweiterungen der traditionellen Semiologie und der „neo-Hjelmslevschen Semiotik“<sup>142</sup> wurzeln. Einen weiteren Ausgangspunkt bietet die australische kritische Sprachwissenschaft und die damit in Verbindung stehende, von Halliday angeregte Soziosemiotik. Diesen und eine ganze Reihe der zuvor angeführten Ansätze kennzeichnet gleichermaßen eine über das rein Verbale

hinausgehende Auseinandersetzung mit den „alltäglichen Botschaften der Medien [...] [, deren] nonverbalen visuellen und kulturellen Zusammenhang [sie] im Rahmen einer allgemeinen Sozio-semiotik der Medien oder einer semiotischen Theorie der multimedialen Kommunikation zu berücksichtigen“<sup>143</sup> suchen. Die Überlegungen von Peirce und Morris sind natürlich ebenfalls in die einschlägigen Forschungsbemühungen eingeflossen, wobei die Vermittlung der an der Peirceschen Theorie ausgerichteten Mediensemiotik hierzulande auf der Initiative von Bense beruht.

Außer durch seine Gedanken zum infiniten Vorgang der Semiose und zur Medienhaftigkeit des Zeichens selbst, das zwischen Interpretant und Realität vermittelt, ist Peirce heute für viele Mediologen wegen der drei Zeichentypen im Objektbezug – Ikon, Index und Symbol – von besonderem Interesse, da sie in ihrer Universalität eine genaue Untersuchung der im Zusammenhang mit den Medien auftretenden Zeichen ermöglichen.<sup>144</sup> Nach Auffassung des Verfassers der vorliegenden Arbeit beschränkt man sich so aber vielleicht allzu sehr auf nur einen Aspekt der Peirceschen Theorie und verpaßt damit womöglich die Chance einer noch exakteren Beschreibung nach den Hauptzeichenklassen, bei der die weitere Teilhabe der Zeichen an den beiden anderen Kategorien berücksichtigt würde.

Gleichzeitig steht bei einer derartigen Überbetonung des Bezugs zur Zweitheit eine einseitige Annahme der Applikation auf ausschließlich visuell-bildliches Material zu befürchten, da nicht zuletzt semiotische Laien, wie sich beim kollegialen Diskurs über die Entstehung der hier nun rezipierten Seiten gezeigt hat, insbesondere den Begriff des Ikons mit pikturaler Darstellung verbinden. Dabei liegt gerade der „häufig übersehene Vorzug der Peirceschen Semiotik“<sup>145</sup> darin, daß sie ihr Augenmerk ebenso auf Sprache wie auf nonverbale Zeichen richtet, wie spätestens an einigen Stellen im unten folgenden Anwendungskapitel deutlich werden sollte.

Natürlich bringt die Auseinandersetzung mit einem Thema wie dem vorliegenden auch eine besonders intensive Beschäftigung mit nichtsprachlichen optischen Phänomenen mit sich, nicht zuletzt deshalb, weil dem World Wide Web seit Jahren nunmehr der Ruf einer unerschöpflichen Ressource multimedialer Eindrücke vorausleuchtet. Andererseits soll hier keine bloße Bildsemiotik betrieben werden, da dergleichen schon für sich einen eigenen umfangreichen Beitrag erfordern und verdienen würde, damit weniger oder gar nicht in Zusammenhang stehende Aspekte PC-gebundener Kommunikation aber gleichermaßen erwähnenswert erscheinen. Zudem gestaltet sich die Analyse von via Internet zugänglichen Bildern, wie auch deren Verhältnis zu den etwaig beigegebenen verbalen Texten, bereits aus computer- bzw. softwaretechnischen Gründen problematisch. Neben der Tatsache, daß etwa Datenkomprimierung und unterschied-

liche Browser bzw. Browsereinstellungen eingescannte Fotos immer etwas anders aussehen lassen können - von Scannern und ihren differierenden Möglichkeiten und Optionen soll gar nicht erst die Rede sein -, ist in diesem Kontext die schier unendliche Manipulierbarkeit von Bildern mit Hilfe entsprechender Programme anzuführen. Sofern eigentlich vorgesehene pikturale Visualisierungen nicht sogar ganz fehlen und jeweils den bekannten mit rotem X gekennzeichneten leeren Rahmen hinterlassen, muß in Sachen Text-Bild-Relation bedacht werden, daß je nach verwendeter Gestaltungstechnik Bilder nicht (allzu) frei positionierbar sind und sich das Verhältnis von Sprachlichem und Nichtsprachlichem bei variierender Monitorgröße unterschiedlich darstellen kann. Näheres zu all diesen Problemen soll an entsprechender und geeigneter Stelle (Abschnitt 4.2) ausgeführt werden. Hier bleibt zunächst lediglich festzuhalten, daß angesichts der gerade genannten und anderer unberechenbarer Variablen, die kaum die sichere Annahme gestatten, daß das, was man vor Augen hat, auch wirklich der Intention des Produzenten entspricht, eine sinnvolle Anwendung vieler Aspekte, die die verschiedenen Beiträge zur genauen (Text-) Bild-Analyse liefern, ausgesprochen fragwürdig erscheint.

Da hier aber dennoch Einschlägiges – zumindest in „groben“ Zügen – versucht werden soll, gilt es nun im folgenden einen Ansatz vorzustellen, der nach Ansicht des Verfassers der vorliegenden Arbeit neben dem traditionellen von Peirce für die hier verfolgten Zwecke noch am ehesten geeignet erscheint. Es handelt sich dabei um die Weiterentwicklung der bereits erwähnten soziosemiotischen Überlegungen von Halliday, die Hodge und Kress mediensemiotisch fortgeführt, Kress und van Leeuwen „in ihren Arbeiten zur Semiotik des Bildes [ ... ] angewandt“<sup>146</sup> haben.

Halliday, der eigentlich Sprachwissenschaftler ist, betrachtet die Linguistik dort als semiotisch erweitert, wo Sprache in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen gesehen wird.<sup>147</sup> Er versteht Sprache als Resultat eines sozialen Vorgangs, bei dem die Schaffung von Wirklichkeit, „die Konstruktion der Realität unmittelbar mit der Konstruktion des semantischen Systems verbunden ist, in welchem die Realität kodiert ist

[ ... ] [Eine] soziale Realität (oder eine >Kultur-<“<sup>148</sup> faßt Halliday dabei selbst wieder als semantisches Konglomerat und semiotisches Gefüge auf, das von der Sprache als einem von vielen Zeichensystemen und als das Zeichensystem, mit dem fast alle anderen Zeichensysteme enkodiert werden, aufgebaut wird.

Entsprechend richtet die Hallidaysche Sprachtheorie ihr Augenmerk nicht nur auf das Sprachsystem, auf Kode, Text usw., sondern auch auf Situation, gesellschaftliche Struktur und

eben soziale Kontexte, in deren Rahmen Handlungsschemata, Sprecher-Hörer-Verhältnis sowie Art und Weise der Sprachverwendung berücksichtigt werden.

„Als Funktionen der Sprache unterscheidet Halliday“<sup>149</sup> die darstellerische (ideational), die kommunikative (interpersonal) und die für Kohärenz zuständige textuelle Funktion, die Kress und van Leeuwen für ihre im übrigen deskriptive ‚Grammatik des visuellen Designs‘ als ‚representational‘, ‚interactional‘/ ‚interpersonal‘ und ebenfalls ‚textual‘<sup>150</sup> aufnehmen und, gleichermaßen das Soziale wie Kulturelle und damit den Verzicht auf einen Universalanspruch<sup>151</sup> betonend, vor allem auf die Untersuchung von Bildern übertragen. Eine solche Applikation von eigentlich für die Sprache gedachten Ansätzen auf das Pikturale u.ä. findet bei Kress und van Leeuwen mehrfach statt<sup>152</sup> und hat ihre Begründung darin, daß die Autoren das Visuelle als einen von vielen semiotischen Modi begreifen, die ein Kommunikationssystem ausmachen.<sup>153</sup> Dabei sehen und untersuchen die beiden in der Nachfolge Hallidays zwar bildliche in Analogie zu sprachlichen Strukturen, doch warnen sie deutlich vor deren Gleichsetzung, da, wie sie anmerken, Visuelles und Sprachliches auf unterschiedliche Interpretationen und verschiedene Formen sozialer Interaktion verweisen und sich die mit ihnen realisierten Bedeutungen nur teilweise überlappen.<sup>154</sup>

Zentraler Begriff ist auch bei Kress und van Leeuwen das Zeichen, vor allem aber die Zeichenherstellung (sign-making), durch die Bedeutung produziert wird. ‚Sign-making‘ begreifen die Autoren als zweistufige Konstitution einer Metapher oder besser: als einen doppelten metaphorischen Prozeß, in dem Analogie das konstituierende Prinzip ist. Analogie wiederum verstehen sie als einen Vorgang der Klassifikation: ‚x ist wie y‘.<sup>155</sup> Sie veranschaulichen diesen Gedankengang anhand der Zeichnung eines 3jährigen, die aus mehreren kreisförmigen Elementen besteht und ein Auto darstellen soll. Da für den Jungen das primär Auto-Typische durch Räder repräsentiert wird und Rädern am ehesten das Malen runder Formen nahekommt, hat er das für ihn sinnvollste natürliche Zeichen durch den (unbewußten) Vollzug der oben beschriebenen Metaphernkonstitution hergestellt. Welche der bei einem solchen Prozeß gebildeten und eingesetzten Metaphern (und damit Zeichen) jedoch als „wirklich“ natürliche, letztendlich neutrale Klassifikationen angesehen werden, wird von sozialen Relationen bestimmt. Daher genießen Kinder, wie gerade gezeigt, bei ihrer Metaphernbildung zwar größere Freiheit als Erwachsene, die durch ihr kulturelles Bewußtsein und die in ihrer Gesellschaft schon existierenden üblichen Metaphern stärker beeinflusst und eingeschränkt sind, doch haben ihre Konstitutionen aufgrund der schwächeren sozialen Position selten dauerhafte Tragkraft oder Durchsetzungsver-

mögen.<sup>156</sup>

Nach sorgfältiger Rezeption gerade dieses (zuletzt angeführten) Aspektes müßte eigentlich angenommen werden dürfen, daß Kress und van Leeuwen hier einen weiteren eigenen Beleg für die Saussuresche Arbitraritätstheorie haben liefern wollen, da die erwähnte soziokulturell bedingte Akzeptanz oder Ablehnung insbesondere von neugeprägten Zeichen und die mit Zeichenherstellung einhergehende Orientierung an bereits anerkanntem Zeichenrepertoire doch schließlich nichts anderes vor Augen führen als die Macht gesellschaftlicher Konvention und damit auch oft willkürlicher, eben nicht individueller Entscheidung.

Zur Verwunderung des Verfassers der vorliegenden Arbeit jedoch nehmen die Autoren die betreffende Stelle ihres Werkes ganz im Gegenteil als Gelegenheit wahr, um ihre Überzeugung zu vertreten, daß Zeichenproduktion und somit das ihres Erachtens niemals davon getrennt zu betrachtende Zeichen selbst, auch das sprachliche, stets als motivierte Verbindung von Form (form/signifier) und Bedeutung (meaning/signified) aufzufassen seien, vergleichbar wohl, so Kress und van Leeuwen, mit dem Ikon bei Peirce.<sup>157</sup> Die Autoren begründen dies damit, daß beim Zeichenhersteller (grundsätzlich?) die Motivation vorliege, Bedeutungen plausibel auszudrücken, und dies wiederum auf seinem (individuellen?) Interesse beruhe, das ihn dazu bringe, besondere Merkmale des in einem bestimmten Augenblick und Kontext als wesentlich darzustellenden Objekts auszuwählen.

Eine solche Auffassung ist natürlich, insbesondere was das sprachliche Zeichen anbelangt, mehr als kritikwürdig: Angesichts von Rätseln, Diktaten, absichtlichen sprachlichen Ambiguitäten, bestimmten Arten von Lyrik usw. darf voll und ganz daran gezweifelt werden, daß beim jeweiligen Produzenten irgend ein Grund dazu vorliegt, sich klar und logisch zu äußern, ein Umstand, der im übrigen auch aus der bildlich darstellenden Kunst bekannt ist.

Ebenso können das Vorliegen eines tatsächlichen persönlichen Wunsches, die Besonderheit der Eigenschaften und die Faktoren des Moments und des Zusammenhangs in Frage gestellt werden, da das, wofür sich der Zeichenhersteller interessiert, nicht dem auf Rezipientenseite entsprechen muß und somit auch die Wahl der Charakteristika wie auch des (vermeintlich) kontextuell relevanten Objekts eine rein individuelle sein kann, die bei Nichtbeachten der gesellschaftlichen Gepflogenheiten mit aller Wahrscheinlichkeit zu Fehlinterpretationen oder gar Nichtverstehen führen. Im Zusammenhang mit der erwähnten Kinderzeichnung fragen Kress und van Leeuwen - wenn für sie auch sicher rein rhetorisch - zunächst sogar selbst, wie man da ein Auto erkennen könne, und sprechen auf diese Weise nichts anderes als ein grundsätzliches

Verständigungsproblem an, das auf mangelnder kleinkindlicher Vertrautheit mit soziokulturellen Konventionen beruht - zum Erkennen eines Autos benötigt die Allgemeinheit mehr als nur die Information „Radhaftigkeit“ - und sich auch seitens der Autoren nur durch Vergewisserung bzw. Rückschluß löst.

Daß Kress und van Leeuwen - in Verbindung mit ihrer These von der generellen Motiviertheit des Zeichens - Saussures Konzept vom Sprachsystem und dessen Realisierung, d.h. die Dichotomie ‚langue‘ und ‚parole‘ (in ebenfalls fragwürdiger Weise) auf ihre Thematik transponieren, vermag an dieser Stelle keinesfalls eine Überbrückung zu schaffen - ganz im Gegenteil: Während sie unter dem letztgenannten Begriff „individual acts of sign-making“<sup>158</sup> verstehen, begreifen sie ‚langue‘ (schlicht) als (wem auch immer) verfügbare Formen bzw. Klassifikationen.

Da Kress und van Leeuwen jedoch ‚langue‘ als zu abstrakt formuliert empfinden, führen sie stattdessen den für ihre Zwecke anscheinend besser geeigneten Begriff ‚semiotisches Potential‘ ein, den sie als semiotische Ressource definieren, die einem spezifischen Individuum in einem speziellen sozialen Kontext zur Verfügung steht.<sup>159</sup>

Ganz abgesehen davon, daß nach Kenntnis des Verfassers der vorliegenden Arbeit weder in bezug auf ‚langue‘ noch auf ‚parole‘ überhaupt von einzelnen Personen und Fällen, sondern je nachdem höchstens von Sprachgemeinschaften die Rede ist, scheint die Bedeutung des Kress-van Leeuwenschen semiotischen Potentials weit besser bzw. noch am ehesten dazu geeignet, mit ‚parole‘ in Verbindung gebracht zu werden. Jedoch stellt ‚parole‘ keinen alternativen Begriff z.B. zu ‚Idiolekt‘ dar, sondern meint die (partielle) Realisierung eines Zeichensystems durch eine Sprachgemeinschaft, die ihrerseits wieder einem Individuum - auch und eben aufgrund des sozialen Kontextes - vorschreibt, wie welche Zeichen zu verwenden sind, besteht doch schließlich der Wunsch, auf Akzeptanz und Verstehen zu stoßen.

Letztlich widersprechen sich Kress und van Leeuwen hinsichtlich dieser Problematik selbst, wenn sie in einer späteren Passage ihres Buches auf das Verhältnis zwischen Produzent und Rezipient z. B. einer veröffentlichten Fotografie zu sprechen kommen. Dabei geht es u.a. um den Fall der sogenannten Disjunktion, bei dem der Bildhersteller (bzw. der das Bild Bereitstellende - Anm. des Verf.) und das Publikum füreinander abwesend sind, d.h. sich nicht kennen und folglich der Produzent nichts über die wirklichen Rezipienten, der Betrachter nichts über die Entstehung oder Auswahl gerade dieses von ihm angeschauten Fotos weiß.

Laut Kress und van Leeuwen verfügen Produzent und Betrachter dabei jedoch über

deckungsgleiche oder sich überschneidende Kompetenzen hinsichtlich Artikulation bzw. Verständnis, nämlich über das gemeinsame Wissen um die kommunikativen Ressourcen von Bildern und um die mögliche Art und Weise der Enkodierung von z.B. sozialer Interaktion und Relation, die letztlich auch aus der visuellen Artikulation von sozialer Bedeutung in der ‚face-to-face‘-Interaktion abgeleitet werden könne.<sup>160</sup>

In Verbindung mit dem Phänomen der Disjunktion stellen Kress und van Leeuwen auch die diesbezüglichen, ihres Erachtens zu theoretischen Überlegungen Ecos und anderer Autoren vor und betonen, daß massenmediale wie literarische und künstlerische Produkte im Kontext realer sozialer Institutionen hergestellt werden, um für ihre Leser/Betrachter bestimmte Funktionen auszuüben und Haltungen gegenüber bestimmten Aspekten des sozialen Lebens sowie gegenüber Menschen, die an ihnen teilnehmen, zu vermitteln, unabhängig davon, ob sich Hersteller oder Empfänger dessen bewußt sind oder nicht. Zur Verbreitung ihres Werkes, so fahren Kress und van Leeuwen fort, müssen Produzenten bestimmte Konventionen beachten, ebenso bestimmte Werte und Überzeugungen der Institution, in der ihr Werk hergestellt und vorbereitet wird, wobei die Rezipienten letztlich diese kommunikativen Intentionen wie auch die Werte und Einstellungen zumindest erkennen, wenn sie sie am Ende vielleicht auch nicht teilen.<sup>161</sup>

Daß hier derart explizit der Konventionsbegriff bemüht wird, legt den Verdacht nahe, daß die Autoren gesellschaftliche Anforderungen und Einschränkungen anerkennen, die sie in ihrer Einleitung mit ‚soziokulturellem Kontext‘ u.ä. womöglich zu umschiffen versucht haben.

Da nämlich nach Meinung des Verfassers der vorliegenden Arbeit nicht nur zur Publikation bestimmte Texte und Bilder, sondern im Grunde doch alles zu Zwecken einer wie auch immer gearteten Kommunikation Produzierte, soll es akzeptiert und verstanden werden, sozialen Anforderungen zu genügen hat, sind alle zum Austausch bzw. zur Rezeption gedachten Zeichen in gewisser Weise als grundsätzlich konventionell und in dem Sinn niemals als motiviert anzusehen, daß man, gleichgültig ob es sich bei der Verbindung von Signifikat und Signifikant um eine willkürliche handelt oder nicht, zu einem gewissen Grad gezwungen ist, eine bestimmte Kombination von Bezeichnetem und Bezeichnendem zu verwenden. Geht man natürlich – und dies mag vielleicht gerade Soziosemiotikern unbenommen bleiben – so weit, daß man unter ‚motivation‘ nicht (nur) eine z.B. durch Ähnlichkeit naheliegende bzw. zu begründende Verknüpfung von ‚signifiant‘ und ‚signifié‘ versteht, sondern (auch) den zur Wahl bestimmter Zeichen führenden Wunsch nach erfolgreicher Publikation oder nach Vermeidung etwaiger gesellschaftlicher Sanktionen, darf natürlich keine Kombination von Bezeichnetem und Bezeichnendem

dem, kein Signum, kein Text und kein Bild als arbiträr angesehen werden.

Ähnlich wie bei der in Verbindung mit der Ikonizität formulierten Kritik liegt jedoch auf der Hand, daß bei solchen Denkweisen im Prinzip alles bis zur vollkommenen Generalisierung in die eine oder andere Richtung interpretiert werden kann, wobei insbesondere in dem gerade geschilderten Fall traditionellen Grundbegriffen Bedeutungen verliehen werden, die kaum noch etwas mit den eigentlichen Vorstellungen des Schöpfers der Termini zu tun haben.

Zugegebenermaßen ist die hier getätigte kritische Präsentation der grundsätzlichen Überlegungen von Kress und van Leeuwen jedoch für das Verständnis ihrer weiteren bzw. eigentlichen Ausführungen insofern relativ irrelevant, als die Autoren bei ihrer Analyse von Bildern, Grafiken, Text-Bild-Relationen und Layout eigentlich kaum mehr auf semiotische Grundlagen zu sprechen kommen, sondern weit stärker um die bisweilen sehr gewollt anmutende, hinsichtlich Legitimität und Brauchbarkeit vielleicht auch zu hinterfragende Übertragung rein linguistischer Thesen auf Piktural-Visuelles bemüht sind. Da es in den vorangegangenen Abschnitten aber gerade um wichtige zeichentheoretische Grundlagen ging, schien es geboten, auch in die diesbezüglichen Anschauungen von Kress und van Leeuwen Einblick zu nehmen und auf deren nach Meinung des Verfassers der vorliegenden Arbeit oft seltsam anmutendes, fragwürdiges Verständnis bestimmter Grundbegriffe hinzuweisen.

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei dem von den Autoren vorgelegten Werk um einen Beitrag, dessen auf die praktische Bildanalyse gerichtete Inhalte sich als für die Untersuchung und Besprechung von nichtsprachlichen optischen Eindrücken gut nachvollziehbar und anwendungsfähig erweisen. Aus diesem Grund sollen auch die Aspekte der ‚Grammar of Visual Design‘, die aus bereits genannten Gründen für die vorliegende Arbeit weniger wichtig sind, nicht vorenthalten<sup>162</sup>, sondern zumindest kurz erwähnt werden, bevor es die hier tatsächlich Anwendung findenden Feststellungen und Thesen von Kress und van Leeuwen darzustellen gilt. Letztlich wird sich dadurch auch zeigen, warum bestimmte Kriterien des Ansatzes einbezogen werden und andere nicht.

Ein maßgeblicher Aspekt des Kress-van Leeuwenschen Beitrags besteht in der Unterscheidung von narrativer und konzeptueller Repräsentation. Neben dem Kontrast zwischen Vorder- und Hintergrund als den visuellen Varianten von Lokalpräpositionen spielt dabei das Vorhandensein von Vektoren eine zentrale Rolle. Diese begreifen die Autoren als Äquivalente zu Wörtern vom Typ Aktionsverb, deren Beziehungen in einer Darstellung sozusagen syntaktische Konfigurationen realisieren. Sind Bildelemente, sog. Partizipanten (participants), nämlich

durch Vektoren verbunden, wie etwa bei Fotos, die den Blick und/oder die Extremitäten einer Person auf ein weiteres Bildelement ausgerichtet zeigen, sind diese laut Kress und van Leeuwen als einander etwas tuend, in einem sich entfaltenden prozeßhaften Ereignis und somit narrativ dargestellt. Dabei ergibt sich jeweils aus dem Kontext, welche der unterschiedlichen Aktivitäten die in verschiedenen Bildern durchaus ähnlich arrangierten Vektoren zum Ausdruck bringen (sollen).<sup>163</sup>

Konzeptuelle Muster hingegen repräsentieren Partizipanten aufgrund ihres bloßen We- sens, ihrer Struktur als statische, mehr oder weniger stabile und zeitlose Einheiten. Sofern sie mehrere Elemente enthalten, wie etwa wissenschaftliche Diagramme oder genealogische Baum- strukturen, können sie Taxonomien, z.B. hierarchische Relationen, wiedergeben, die u.U. eine dynamische Konnotation im Sinne von ‚ist untergeordnet‘, ‚zeigt‘, ‚entwickelt sich‘ beinhalten und damit die Grenze zwischen Konzeptuellem und Prozeßhaftem verwischen.<sup>164</sup>

Im Zusammenhang mit dem Begriff der Interaktion geht es Kress und van Leeuwen um die Beziehungen zwischen den dargestellten Elementen, zwischen den dargestellten und den interaktiven Partizipanten, d.h. zwischen dem Dargestellten und den Betrachtern, und zwischen den interaktiven Teilnehmern, die als reale Personen mit Hilfe von Bildern im Kontext sozialer Institutionen etwas an- oder füreinander tun. Um in dieser Hinsicht Differenzierungen vorneh- men zu können, unterscheiden Kress und van Leeuwen zunächst einmal Bilder, bei denen die Vektoren der Blickrichtung wie vielleicht auch die Gestik des dargestellten Partizipanten mit dem Betrachter einen – wenn auch nur imaginären – Kontakt herstellen, von solchen, bei denen dies nicht der Fall ist.<sup>165</sup> Erstere schaffen nach Meinung der Autoren eine visuelle Form direkter An- rede, durch die (oder: mit der) der Betrachter gebeten wird, mit dem Dargestellten in eine Art Beziehung zu treten. Daher bezeichnen Kress und van Leeuwen derartige Bilder als ‚demand‘, während sie jene Darstellungen, mit denen Betrachter nicht bzw. nur indirekt angesprochen und ihnen womöglich nur unbelebte Objekte als unpersönliche Informationseinheiten angeboten werden, ‚offer‘ nennen.<sup>166</sup> ‚Offer‘ und ‚demand‘ konstituieren sog. Bildakte und haben, so die Autoren, ihre sprachlichen Äquivalente in den zwei der vier fundamentalen Sprechakte bei Hal- liday, die auch von Bildern realisiert werden können, nämlich Dienste und Güter erbitten oder anbieten. Darüber hinaus charakterisiert die Wahl zwischen den beiden Bildakten Bildgattun- gen, die je nach visuellem Genre und je nach Ziel und Zweck der Darstellung unterschiedlich bevorzugt werden.<sup>167</sup> Mit ihr einher gehen Entscheidungen hinsichtlich weiterer abbildungstech- nischer Optionen wie relative Nähe des dargestellten Partizipanten und Perspektive bzw.

Blickwinkel des Betrachters, durch die ein Bild objektiv oder eher subjektiv, der oder das Visualisierte z.B. neutral, konfrontativ und unpersönlich o.ä. wirkt, der interaktive Partizipant sich einbezogen fühlen soll oder ihm das Dargestellte gleichsam zu Füßen liegt usw.<sup>168</sup>

Als weiteres wichtiges Kriterium für die Untersuchung von Bildern führen Kress und van Leeuwen den Aspekt der Modalität an, der – dies wurde bereits angesprochen – wie viele andere in der ‚Grammar of Visual Design‘ verwendete Termini der Linguistik entlehnt ist. Dieser beschreibt den Grad der Zuverlässigkeit und des Wahrheitsgehalts von Botschaften, den Rezipienten einerseits aus der Art bzw. Form des sprachlich oder sonstwie Mitgeteilten selbst entnehmen, andererseits aber vor allem auf der Grundlage sogenannter Modalitätsmarker (modality cues) einschätzen.<sup>169</sup>

Während solche Indikatoren sprachlich etwa durch Hilfsverben wie *können*, *sollen*, *müssen* usw. oder Adjektive wie *möglich*, *wahrscheinlich*, *sicher* etc. realisiert werden, sind es bei Bildern z.B. Abstufungen der Farbsättigung und -differenzierung, der Darstellungsdetails, der Helligkeit und Tiefe sowie die Art der Beleuchtung und des Verhältnisses bzw. der Ausarbeitung von Vorder- und Hintergrund, die in komplexem Zusammenspiel je nach Kontext eine Visualisierung eher abstrakt oder naturalistisch-realistisch erscheinen lassen.<sup>170</sup> Kress und van Leeuwen begreifen Modalitätsmarker als motivierte Zeichen, die von den sozialen Gruppen aus ihren zentralen Werten, Überzeugungen und Bedürfnissen heraus entwickelt worden sind und so gesehen keine absoluten (Un-)Wahrheiten oder (Ir-)Realitäten anzeigen, sondern in einem gesellschaftlichen Kontext (als plausibel) geteilte.<sup>171</sup> Dabei macht insbesondere der Aspekt der Motiviertheit – sofern man dieser These folgt – eine Einbeziehung der genannten Kriterien bei der Untersuchung von per Internet verbreitetem Bildmaterial schwierig.

Kann man nämlich die gesellschaftlichen und kulturellen Kontexte noch einigermaßen überschauen oder zu bestimmten Analysezwecken sogar abstecken, so sind die bereits genannten technischen Faktoren, die Computerbilder beeinflussen können, in ihrer Varietät und Auswirkung gerade auf die Modalität kaum abschätzbar und lassen sich vor allem nicht ohne weiteres als gewollt oder zufällig überprüfen.

Abgesehen von der Tatsache, daß bei fast allem, was auf dem PC-Monitor als pikurale Darstellung erscheint, eine Transkodierung vorliegt, das ursprüngliche Material also in ein anderes umgewandelt worden und damit in gewisser Weise „inkorrekt“ wiedergegeben ist<sup>172</sup>, muß neben den vom Bildproduzenten kaum kontrollierbaren und zu berücksichtigenden Varietäten hinsichtlich Browser und Computerstandard (PC oder Mac) beinahe grundsätzlich eine „Verfä-

schung“ gerade hinsichtlich der Modalitätsmarker durch die schon angeführte Datenminimierung angenommen werden.

Überdies sei darauf hingewiesen, daß es bei jedem gängigen Grafikprogramm oft nur eines einzigen Mausklicks bedarf, um ein Modalitätskriterium anders oder gar Gegenteiliges indizierend aussehen zu lassen. Selbst hinsichtlich der oben erwähnten Distanz und Perspektive können mit wenigen Handgriffen z.T. fundamentale Modifikationen herbeigeführt werden, während das Ausschneiden (und Vergrößern) bestimmter Bildbereiche aus jeder dynamischen eine statische Darstellung werden läßt.

Natürlich soll an dieser Stelle nicht der Versuch oder Ansatz eines Propädeutikums der digitalen Bildbearbeitung unternommen bzw. vorgelegt werden, doch gilt es auf alle diese Möglichkeiten der leichtgemachten Einflußnahme auf Visualisierungen hinzuweisen, da sie zum einen die gerade geäußerte Distanzierung von der Einzelbildanalyse begründen<sup>173</sup> und zum anderen neben dem Wunsch nach Vollständigkeit und dem Vorstellen eines interessanten einschlägigen Beitrags die Präsentation von letztlich gar nicht angewandten bzw. übertragenen Aspekten der Bildbetrachtung legitimieren.

Eine Ausnahme stellen in dieser Hinsicht die Kress-van Leeuwenschen Überlegungen zur Komposition von Bildern dar, vor allem aber von komplex Visuellem, von Text und (piktural-)grafischen Elementen auf einer Seite oder einem Bildschirm, die die Autoren als integrierte Kombination unterschiedlich kodierter Produkte verstehen und über die Grenzen zwischen der Sprach- und Bilduntersuchung hinweg als multimodale Einheit ganzheitlich analysieren wollen.<sup>174</sup>

Dabei beruht die Überbrückung der Disziplinen für Kress und van Leeuwen auf dem in Augenschein zu nehmenden Wirken eines ‚overarching code‘, der bei Produkten, die durch die Kopräsenz zeichentheoretisch verschiedener Elemente charakterisiert sind, wie z.B. Zeitungsseiten, im Kode der räumlichen Komposition besteht.<sup>175</sup>

Die grundsätzliche Funktion eines solchen Integrationskodes bezeichnen die Autoren in dem bereits erwähnten Rückgriff auf Halliday als textuell, da er dazu dient, Text zu produzieren, bedeutungstragende Elemente in das Ganze zu plazieren sowie für Kohärenz und Ordnung unter ihnen zu sorgen.<sup>176</sup>

Neben der Regelung der lokalen Positionierung der einzelnen (verbalen wie pikturalen) Bestandteile, die, wie noch zu zeigen sein wird, diesen bestimmte, einander unterschiedliche Informationswerte zukommen läßt, spielen in diesem Zusammenhang die verschiedenen Grade des Hervortretens der Elemente und damit des Aufmerksamkeiterregens eine gleichermaßen

wesentliche, sich mit der des Räumlichen verbindende Rolle wie auch das Fehlen oder Vorhandensein von Rahmungen, das durch Verbindung bzw. Trennung ausdrückt, daß Einheiten in einem bestimmten Sinn zusammengehören oder auch nicht.<sup>177</sup>

Hinsichtlich der räumlichen Plazierung unterscheiden Kress und van Leeuwen eine horizontale, eine vertikale und eine um das Zentrum organisierte Ausrichtung, wobei sie auch die Mischung bzw. Verbindung dieser Orientierungen als weitere Gestaltungsoption einschließen und oft auch voraussetzen.<sup>178</sup>

Bei einer horizontalen Anordnung schreiben die Autoren den Elementen links die Attribute ‚schon bekannt‘, ‚selbstverständlich‘ (Given), denen rechter Hand den Informationswert des Neuen (New) und daher besondere Aufmerksamkeit Verdienenden, auch des Problematischen und Bestreitbaren zu, eine Auffassung, die sich auf die Beobachtung stützt, daß in vielen Zeitschriften-Layouts der linke Raum von verbalem Text als bekanntem Charakteristikum der (Periodika-)Kultur ausgefüllt wird, während im Bereich rechts größtenteils ein oder mehrere Bilder sozusagen als Schlüsselinformationen zu finden sind.<sup>179</sup>

Bei vertikaler Gliederung sehen Kress und van Leeuwen im oberen Teil die ideale, verallgemeinerte und übergeordnete Essenz der präsentierten Information, während sie mit der unteren den Bereich des Realen, Spezifischen, Praktischen verbinden. Tatsächlich zeigen viele westliche Werbeanzeigen z.B. das „Versprechen“ des Produkts im oberen, zu emotivem Appell tendierenden Teil und visualisieren das Produkt selbst und (faktische) Informationen darüber im unteren Raum, wobei in anderen Kontexten, insbesondere beim Hinzutreten der Links-Rechts-Orientierung, natürlich eine etwas andere, von dieser generellen leicht abweichende Werteverteilung vorliegen kann.<sup>180</sup>

Zentral ausgerichtete Kompositionen sind im Gegensatz zur horizontalen und/oder vertikalen Ausrichtung der Elemente in zeitgenössischen westlichen Visualisierungen relativ selten. Wird dennoch etwas als Zentrum präsentiert, gilt es als Kern der Information, dem alle anderen Teile je nach Größe und Hervortreten der Mitte – bei gänzlich zirkulären Strukturen in Abhängigkeit von der Entfernung davon – mehr oder weniger untergeordnet sind. Auch wenn das Zentrum leer ist, existiert es als unsichtbarer Drehpunkt weiter, um den oft einander ähnliche Randelemente ohne erkennbare Trennung von ‚bekannt‘ und ‚neu‘, ‚ideal‘ und ‚real‘ gruppiert sind.<sup>181</sup>

Dennoch können sich horizontale und vertikale Gliederung mit derjenigen nach Zentrum (centre) und Rand (margin) verbinden und damit den visuellen Raum durch die Figur des Kreu-

zes, „a fundamental spatial symbol of Western culture“<sup>182</sup>, aufteilen, so daß sich folgendes Schema ergibt:

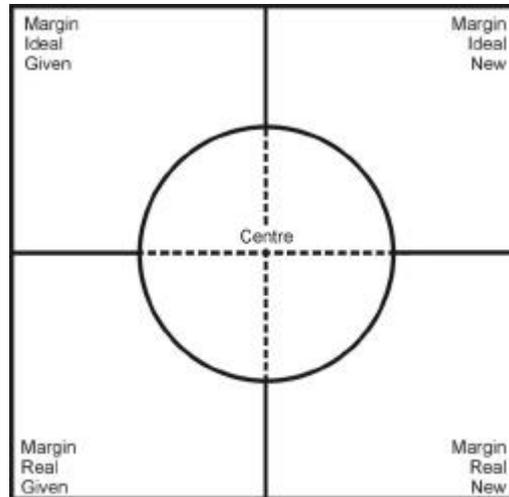


Abb. 10: Dimensionen des visuellen Raums (Kress & van Leeuwen 1996:208)

Eine verbreitete Art der Kombination der Ausrichtung an den Achsen mit dem Mitte-Rand-Konzept ist das Tryptichon, bei dem das Zentrum als ‚Mediator‘, als Brücke etwa zwischen ‚Given‘ und ‚New‘ – vertikale oder gar diagonale Dreiteilungen scheinen seltener vorzukommen – auf den Seiten moderner Printmedien fungiert.

Als Beispiel für einen solchen Fall dient Kress und van Leeuwen eine horizontale Gruppierung von drei Fotos in einem Zeitungsartikel, bei der links ein regierender Staatschef (Given), rechts der seinerzeit mit Wahlkampfaktionen beschäftigte Oppositionsführer (New) abgebildet sind, die beide bei der Beerdigung eines ehemals gleichfalls hohen Politikers (und nunmehr überparteilichen Mediators) zugegen waren.<sup>183</sup>

Wie bereits angeführt, involviert die Komposition eines Bildes oder einer Seite neben der Plazierung der Elemente auch deren unterschiedliche Gewichtung durch verschiedene Grade des Hervortretens. Betrachter sind intuitiv in der Lage, die Wichtigkeit der jeweiligen Teile aufgrund der Stärke ihres Hervortretens zu beurteilen, wobei dies nicht objektiv meßbar ist, sondern auf dem komplexen Zusammenspiel einer Reihe von Faktoren beruht. Größe, Schärfe des Fokus und Farbkontrast spielen dabei ebenso eine Rolle wie die Tendenz zu Vorder- oder Hintergrund (Perspektive) oder auch spezifische kulturelle Faktoren wie das Erscheinen einer

menschlichen Figur oder eines starken kulturellen Symbols. Von gleicher Relevanz ist die Positionierung im visuellen Feld, da Elemente (ge)wichtiger (und damit der Aufmerksamkeit würdiger) werden, je weiter oben sie aufgrund einer Asymmetrie im visuellen Feld, aber auch je weiter links sie plaziert werden.<sup>184</sup>

Zusammengenommen schaffen die Teile ein „balancing centre“<sup>185</sup>, das oft den Raum der zentralen Botschaft darstellt, unabhängig davon (wie schon die Kraft eines leeren Zentrums bezeugt), ob dieser Punkt die wirkliche Mitte der Komposition ist oder nicht.<sup>186</sup>

Das dritte Schlüsselement der Komposition besteht in der bereits erwähnten Rahmung, die durch entsprechende Linien, farbliche Diskontinuitäten oder einen Leerraum zwischen den Elementen realisiert werden kann. Auch die Rahmung ist eine Gradangelegenheit. Dabei haben horizontale und zirkuläre Kompositionen oft eine schwache Rahmung, während vertikale Kompositionen zu starker Rahmung neigen.

Generell gilt jedoch, daß, je stärker ein Element gerahmt ist, es um so mehr als getrennte, individualisierte und differenzierte Informationseinheit präsentiert wird. Fehlt die Rahmung, werden Gruppenidentität und Zusammengehörigkeit unterstrichen.

Die Verbundenheit kann zusätzlich noch durch Vektoren betont werden, etwa durch die auf ein weiteres Element weisende Blickrichtung und Gestik einer abgebildeten Person oder durch Abstrakt-Grafisches, das, beginnend mit dem am deutlichsten hervortretenden Element, die Augen des Betrachters von einem Bestandteil der Komposition zum nächsten führt.<sup>187</sup>

Angesichts solcher Möglichkeiten des Zusammenspiels verschiedener Faktoren wird klar, daß der Blick des Lesers nicht wie bei dicht mit verbalem Text bedruckten Seiten unbedingt linear gelenkt wird, sondern unter der gerade beschriebenen Orientierung an den Hervorhebungen auch eine zirkuläre, diagonale oder spiralförmige Richtung nehmen kann. Da das, was hervorgehoben wird, jedoch kulturell determiniert ist und somit wahrscheinlich verschiedene Hierarchien der Gewichtung existieren, sieht der plausibelste Lese pfad von Rezipient zu Rezipient unterschiedlich aus.<sup>188</sup>

Nichtsdestoweniger erkennen Kress und van Leeuwen generell eine Zunahme nicht linear zu lesender Texte, die, seien sie rein sprachlich oder multimodal, nicht selten zwar eine bestimmte räumliche Ausrichtung und optische Schwerpunkte zeigen, es letztlich aber dem Leser überlassen, die Elemente zu verbinden und zu sequenzieren, weshalb die Autoren, die hier bisweilen Parallelen zu den „new technologies now being introduced“<sup>189</sup> sehen, derartige Kompositionen nicht ohne Hinweis auf die sprachliche Mode als interaktiv bezeichnen.

Im Design solcher Texte, meinen Kress und van Leeuwen, bestehe anders als bei linearen Produkten, die eine syntagmatische Abfolge der Elemente und deren Verbindung anzeigen und deshalb weniger strikt kodierte Einheiten enthalten können, der Druck, mehr Bedeutung in die individuellen Bestandteile der Komposition zu legen und damit höher kodierte, symbolische und konzeptuelle Bilder, stereotypisierte Charaktere, Zeichnungen oder hochgradig strukturierte Bilder statt realistischer Fotos zu verwenden.<sup>190</sup> Ob eine solche Annahme gerechtfertigt ist, kann an dieser Stelle weder bestätigt noch bezweifelt werden. Ob ein entsprechendes Vorgehen jedoch mit der Realität übereinstimmt, könnte sich im Verlauf des nunmehr folgenden Anwendungskapitels zeigen.

#### **4. Semiotik und computergebundene Kommunikation**

In diesem Teil der Arbeit sollen nun verschiedene Phänomene des Informationsaustausches per Rechnernetzung mit Hilfe zeichentheoretischer Ansätze untersucht werden. Um dabei trotz der Vielzahl der analysierbaren Aspekte möglichst gründlich vorgehen zu können, ist beschlossen worden, sich auf nur zwei Bereiche computergebundener Kommunikation, auf das World Wide Web und das Usenet, zu beschränken. Die Einbeziehung des WWW erklärt sich durch dessen im Vergleich zu manchen anderen Internet-Diensten ungleich größere Popularität. Newsgroups haben zwar einen geringeren Bekanntheits-, vielleicht auch Beliebtheitsgrad, weisen aber – wie zunächst zu zeigen sein wird – spezifische Charakteristika auf, die ihre eingehendere Betrachtung nahelegen.

##### **4.1 Semiotische Aspekte der Kommunikation in Newsgroups**

Die Entscheidung für Newsgroups beruht zusätzlich zu dem bereits angegebenen Auswahlgrund zum einen auf der individuellen Präferenz des Verfassers der vorliegenden Arbeit, der auf eine relativ lange persönliche Erfahrung mit ebendiesem Bereich zurückblicken kann, die einer einschlägigen Untersuchung wiederum sicher zugute kommen wird. Zum anderen hat die so ausgefallene Wahl rein praktische Gründe, da anders als bei E-Mails z.B. keine private Korrespondenz preisgegeben werden muß, ein Vorgehen, das bei Usern ohnehin als unhöflich gilt<sup>191</sup> und

schon aus Gründen des Datenschutzes nicht unproblematisch erscheint.<sup>192</sup> Im Gegensatz zum Chat, bei dem bereits nur etwas Material zu sammeln aufgrund der ungleich höheren Kommunikationsgeschwindigkeit und dem weit „flüchtig[er]en Charakter der ausgetauschten Mitteilungen“<sup>193</sup> zu einer technischen oder sonstwie gearteten Herausforderung mit dennoch dürftigem Resultat geraten könnte, wird in den Newsgroups normalerweise auch nicht mit Anonymität und wechselnden Persönlichkeiten experimentiert.<sup>194</sup> Während beim Chat die Wahl eines Pseudonyms üblich ist<sup>195</sup>, widerspricht dieses, wie später noch zu zeigen sein wird, ohnehin sinnlose Verbergen des wirklichen Namens den Gepflogenheiten des Usenet<sup>196</sup> und löst bei vielen Teilnehmern an Newsgroup-Diskussionen mitunter großen, nicht selten entsprechend verbalisierten Unmut aus.<sup>197</sup> „In einigen Newsgroups, in denen es um sehr sensible Themen geht [...], werden [zwar] Pseudonyme bzw. Artikel, die über sogenannte Anonymous-Remailer [...] gepostet wurden, in Ausnahmefällen geduldet“<sup>198</sup>, doch tauschen in den meisten Foren eindeutig und immer wieder identifizierbare Personen zumeist ernstzunehmende bzw. ernstgemeinte Informationen aus. Chat-Interaktionen haben einen viel mehr informellen, inoffiziellen, small-talk-artigen Charakter<sup>199</sup> und sind zudem nicht immer sichtbar, da in den meisten Chatrooms die Möglichkeit besteht, sich auch und vor allem dyadisch, unter Ausschluß der anderen ebenfalls „anwesenden“ User und damit der Öffentlichkeit, zu „unterhalten“, so daß oft nicht mehr als diese oder jene Eröffnungssequenz zu sehen ist. Zwar werden auch Usenet-Nutzer dazu angehalten, sich zum Austausch von für die Allgemeinheit weniger interessanten bzw. irrelevanten Informationen eines privaten Kanals, nämlich der E-Mail, zu bedienen<sup>200</sup>, doch sorgt der vornehmlich öffentliche, offiziellere Charakter der in den Foren stattfindenden Kommunikation durch die Vielzahl und Unterschiedlichkeit der Teilnehmer für eine imponierende Quantität ständig divergierender und dennoch in ihrer Erscheinung homogener, mit der Netiquette gewissen Konventionen unterworfenen Quellen. Somit werden „die vielfältigsten Interaktionsmuster und Erfahrungen“<sup>201</sup> von Usern, werden individuelle wie gruppenspezifische wie auch Newsgroups übergreifende Phänomene vor einem nichtsdestotrotz weitestgehend normierten und damit Vergleiche ermöglichenden Hintergrund beobacht- und beschreibbar und können überdies sogar jederzeit nachvollzogen und überprüft werden

Nachzuvollziehen sind sie dadurch, daß die hier präsentierten AutorInnen von Newsgroup-Artikeln nicht selten dauerhafte oder wiederholte Beteiligte an Diskussionen per Usenet sind und ihre Interaktionsstile und spezifischen Arten der Zeichenverwendung über längere Zeit hinweg und wohl auch noch in Zukunft nach Abschluß der vorliegenden Arbeit in ihren weiteren

Artkeln zu beobachten sind.

Überprüfbar sind sie dadurch, daß die Artikel nicht nur von einigen Usern privat gesammelt und archiviert werden, sondern daß sämtliche in den vergangenen Jahren verfaßten Beiträge jederzeit und kostenfrei z.B. unter [www.deja.com](http://www.deja.com) nach Eingabe einschlägiger Informationen wie Bezeichnung der Newsgroup, Verfassername, Thema etc. von einer Datenbank abgerufen werden können. Auf diese Weise müssen die zitierten Artikel, die mitunter, je nach Dauer und Intensität des Meinungsaustauschs, von beeindruckendem Umfang sein können, nicht vollständig präsentiert werden, und es erübrigt sich das Erstellen eines seitenlangen Anhangs, von dem letztendlich vielleicht nur wenige Zeilen von Interesse sind.

Daneben sorgt der öffentliche Charakter von Newsgroup-Diskussionen für Sicherheit und Unbedenklichkeit in juristischer Hinsicht, da die User, ganz im Sinne des Rechtsgrundsatzes ‚Volenti non fit iniuria‘, mit dem Wissen teilnehmen, daß mit den von ihnen gesendeten Artikeln auch bestimmte persönliche Daten bekannt bzw. zurückverfolgbar werden. Neben Namen und E-Mail-Adresse, die ihrerseits u.U. schon die berufliche Tätigkeit und/oder den (ungefähren) Wohnort preisgeben<sup>202</sup>, enthalten News-Beiträge auch weitere Daten, anhand derer selbst unter der i.a. ungern gesehene Verwendung von Pseudonym und fingierter Mail-Adresse die wahre Identität eines Verfassers - in ernsthaften Fällen über dessen Provider sogar die Postanschrift und für etwaige rechtliche Schritte gleichermaßen Relevantes - ermittelt werden kann.<sup>203</sup>

#### 4.1.1 Emoticons

Als spezifisches Phänomen der Kommunikation per Computer und Internet haben die sog. Smileys bzw. Emoticons bereits vielfach in linguistischen Arbeiten Erwähnung gefunden, leider jedoch meist höchst lapidar und unter Verwendung wenig reflektierter Erklärungsversuche sowie, vielleicht gerade in Verbindung damit, von Begriffen, die aus zeichentheoretischer Sicht als äußerst fragwürdig angesehen werden müssen. Während natürlich schon die Tatsache, daß ‚Emoticon‘ eine ‚Kontamination aus ‚Emotion‘ und ‚Icon‘<sup>204</sup> darstellt, das Zuschreiben ikonischer Charakteristik<sup>205</sup> nahelegt, scheint ein Begriff wie ‚Symbol‘ zur Etikettierung von Smileys<sup>206</sup> aus traditionell-semiotischer Sicht völlig fehl am Platze. Auch kann in diesem Zusammenhang nicht von ‚Buchstabenkombinationen‘<sup>207</sup> gesprochen werden, da sich die wohl am häufigsten verwendeten :) , ÷) und ;) eben nicht aus Lettern zusammensetzen, sondern zu-

meist<sup>208</sup> aus Satzzeichen, denen man - einzeln betrachtet - wie den meisten (tatsächlichen) Buchstaben oft zwar Symbolhaftigkeit zusprechen muß, bisweilen aber auch für sich schon Formen von Ikonizität. Diese ist etwa bildlicher Art, beachtet man, daß ein Bindestrich bereits rein optisch die Verknüpfung zweier Wörter bewirkt, oder auch metaphorisch, bringt man die Mittelstellung des Semikolons zwischen Komma und Punkt in Verbindung mit der Tatsache, daß es womöglich aus ebendiesem Grunde aus Komma und Punkt besteht und seine Bedeutung durch die Kombination oder Mischung der konventionellen Werte seiner wohl symbolischen Bestandteile erhält.

Doch selbst als Einheit betrachtet, ist ein Smiley in den seltensten Fällen (vornehmlich) ikonischer Natur, eine Auffassung, zu der man gelangt, betrachtet man einmal den Kontext seiner Verwendung und damit seine Funktion etwas genauer. In Beiträgen sprachwissenschaftlicher Provenienz teilt man die Überzeugung, daß mit Emoticons „das Fehlen non-verbaler Information“<sup>209</sup> bei „computergestützter Kommunikation ausgeglichen“<sup>210</sup> werden soll: „Da der visuelle Kanal einer ‚face-to-face‘-Kommunikation [...] fehlt, wird von manchen Benutzern versucht, zumindest einen Teil der Mimik durch [...] sogenannte ‚smilies‘ [sic!] [...] auszudrücken“<sup>211</sup>. Daß diese Interpretation etwas zu kurz greift - man müßte ja entsprechend annehmen, daß es sich aufgrund der häufigen Verwendung von Emoticons<sup>212</sup> bei den vielen tausend an Newsgroup-Diskussionen Teilnehmenden um eine Heerschar ständiger Lächler handelt -, zeigt sich bereits nach einem Blick in die Netiquette, in der geraten wird, zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse humorvoll oder satirisch Gemeintes stets mit einem :-)) zu kennzeichnen.<sup>213</sup> Zwar versteht sich die Netiquette - wie weiter oben bereits angedeutet - mehr als Empfehlung denn als festes Regelwerk<sup>214</sup>, doch baut sie „[grundsätzlich] [...] auf dem Konsens des Netzes auf“<sup>215</sup> und findet im alltäglichen Umgang der User miteinander großen Anklang. Zuwiderhandlungen führen im allgemeinen zu Maßregelungen – im äußersten Fall sogar zu Sanktionierung<sup>216</sup> –, die nicht nur in solchen Newsgroups artikuliert werden, die die Einführung von Neulingen in Sachen Usenet zur Aufgabe haben<sup>217</sup>, sondern, wie praktische Erfahrung und das folgende Beispiel zeigen, im Prinzip in jedem Forum von jedem Teilnehmer, der sich durch einschlägiges Fehlverhalten gestört fühlt.

## News-Beispiel 1:

Subject: Re: "DER HEIZER"  
Date: 04/25/1999  
Author: Michael Pronay <pronay@teleweb.at>

SananeLan schrieb in Nachricht  
<19990424164903.29302.00000996@ng-fal.aol.com>...  
>

>ES HANDELT SICH ALSO KEINESWEGS UM EINE HAUSAUFGABE!!!!!!!  
>Ganz im Gegenteil, ich bin eher der Typ Schüler, der öfters  
>als "Streber" bezeichnet wird :-)) und sich selbständig  
>außerhalb des Unterrichts weiterzubilden versucht!

Dann sei so freundlich und mach gelegentlich mal die  
Gepflogenheiten des Usenets zum Objekt Deines Strebertums:

1. Repariere Deine offensichtlich prellende "!"-Taste.
2. Brüll nicht rum. VERSALIEN werden als Schreien verstanden.
3. Realnames werden im Usenet gern gesehen.

Michael

Was nun die empfohlene Markierung von Ironie u.ä. durch Smileys anbelangt, so zeigt sich bereits nach der Lektüre von nur einigen Newsgroup-Beiträgen, daß dieses Vorgehen geradezu als Regel und Konvention aufzufassen ist. Es sollen hierzu zwei Beispiele reichen, die wie alle in dieser Arbeit präsentierten aus de.etc.sprache.deutsch (d.e.s.d.) stammen. Die folgenden Auschnitte sind einem Diskussionsfaden entnommen worden, in dem es letztlich um Themen der Feministischen Linguistik (FL), um Movierung, großes I, Mitmeinen und dergleichen ging und der sich gegen Ende auf den allgemeineren Bereich der ‚political correctness‘, auf das Reden von Minderheiten, auf Nennung und Bezeichnung von Hautfarbe etc. ausgedehnt hat.

## News-Beispiel 2<sup>218</sup>:

>Ist mir klar. Darf man auch gerne tun. Und man darf auch  
>unterschiedlicher  
>Meinung sein. Geht es hier nicht gerade darum?

Nein. Es geht darum, dass Du kapierst: die Forderungen \*sind\*  
unrechtmässig, FL \*ist\* idiotisch, usw. usf.! Da kann unsereineR  
noch so viel  
Toleranz zeigen, die Binnen-I-Allergiker kennen keine Gnade... ;-(  
)

News-Beispiel 3<sup>219</sup>:

```
>Meine Profs haben mich wegen einer solchen Aussage noch nicht  
>exmatrikulieren lassen und durch's Examen bin ich deshalb auch  
>nicht gefallen ;-)
```

```
Na dann wird's aber Zeit :).
```

Die Aufgabe eines solchen Smileys besteht also nicht darin, den ohnehin nicht überprüfaren Gesichtsausdruck des Users darzustellen, der bei der Eingabe von witzig gemeinten oder bissigen Kommentaren womöglich nicht einmal hat lächeln müssen und dies für gewöhnlich bei Gesprächen mit Augenkontakt des besseren Effekts wegen vielleicht auch nicht tut, sondern es soll dem Empfänger verdeutlichen, wie die Äußerung aufzufassen ist. Es fungiert also als metakommunikatives Zeichen, das, hinter eine Bemerkung gesetzt, deren kommunikative Funktion und Modalität präzisiert und sie als nicht-direkten Sprechakt<sup>220</sup> ausweist, letztlich also das Erfolgsein des Aktes absichert. Insofern greift auch Nöths Definition des Smiley als wortersetzendes Piktogramm zu kurz, das er schlicht mit „dem Telefon- oder Bettensymbol in Hotel- oder Reiseprospekten“<sup>221</sup> vergleicht.

Geht man nun sogar so weit, daß man ein Emoticon in einem solchen Kontext als ein Zeichen interpretiert, das zu den sprachlichen Zeichen im Repertoire eines Users hinzutritt, wird durch die konventionelle Kombination von ironischer Bemerkung und Smiley aus einem ursprünglich implikativen, wie Ehrlich und Saile Ironie und Ambiguitäten als eine Untergruppe nicht-direkter Akte nennen<sup>222</sup>, ein direkter Sprechakt, bei dem der sprachliche Anteil die Proposition, der nichtsprachliche die illokutive Kraft des Sprechakts darstellt. Bezogen auf die beiden Beispiele, heißt das, daß die Äußerungen

```
[...] die Binnen-I-Allergiker kennen keine Gnade... ;-)
```

und

```
Na dann wird's aber Zeit :).
```

zu verstehen sind als

```
*[...] die Binnen-I-Allergiker kennen keine Gnade, scherze ich.
```

bzw.

```
*Na dann wird's aber Zeit[, daß man Dich exmatrikuliert], meine ich ironisch.
```

(wobei es natürlich die Illokutionen des Scherzens oder des Ironischmeins nicht gibt).

Daß dergleichen auch ohne Hilfe von Smileys oder sonstigen Sonderzeichen schriftsprachlich dargestellt werden kann, und dies sicher besser, vor allem korrekter als in den oben konstruierten direkten Sprechakten, liegt natürlich auf der Hand und ist von Usern selbst auch schon erkannt worden. In einer einschlägigen Umfrage, die 1998 in d.e.s.d. selbst durchgeführt wurde, haben sich die Teilnehmer auf die Frage nach ihren Verwendungsgewohnheiten hinsichtlich Emoticons, die wiederum zu einer Diskussion zu Sinn und Zweck derselben geführt hat, u.a. folgendermaßen geäußert:

#### News-Beispiel 4<sup>223</sup>:

```
Seltsam. In Büchern und Briefen sind die Grinser nie zu sehen.  
Offenbar reicht da der Kontext aus, um zu erkennen, was ernst und  
was  
scherzhaft sein soll und wie der Zustand der Handelnden oder  
Schreibenden ist.
```

```
Benötigt werden die Dinger auch im UseNet nicht unbedingt,  
sofern man  
ganze Sätze schreibt.
```

#### News-Beispiel 5<sup>224</sup>:

```
Wenn man ausführlich schreibt, sind die Grinsköpfe nicht nötig.  
Man hat hinreichend Möglichkeit Ironie, Agressivität etc. in den  
Text  
selber reinzupacken.
```

#### News-Beispiel 6<sup>225</sup>:

```
>Wann und in welchem Zusammenhang verwendet ihr Emoticons  
>(Smilies)
```

```
Oft, da mich ca. 10 Jahre Erfahrung im Usenet lehren, daß Ironie  
mit einem riesigen Ankündigungsschild in Gestalt von Smilies bzw.  
Unmut per ":-(" ) gekennzeichnet werden muß, da man sonst garan-  
tiert falsch verstanden wird bzw. vielleicht auch oft  
absichtlich.
```

Gerade das letzte Beispiel macht deutlich, wie sehr inzwischen die Verwendung von Smileys der Konvention, man möchte fast sagen: dem Massenzwang unterliegt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in den frühen Tagen der Kommunikation per Netzwerk „die (euphorische) Verwendung von Emoticons Anfänger erkennen ließ“<sup>226</sup> und bei erfahreneren Netzbenutzern entspre-

chend wenig Zustimmung fand, es also ursprünglich wohl gar keine Smileys gab. Bedenkt man nun aber, daß für viele die Verbindung zum Usenet wie zum Internet einen teilweise nicht unerheblichen Kostenfaktor darstellt - die Pioniere haben, wie wenige Glückliche heute auch, vielleicht aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit noch unentgeltlich per Computervernetzung kommunizieren können -, erklärt sich der Einsatz von Smileys dahingehend von selbst, daß mit der Eingabe von nur zwei bis drei Satzzeichen ein hohes Maß an Bedeutung transportiert wird. Gleiches, wenn auch nicht zu einem solchen Grad, betrifft die in Newsgroup-Artikeln ebenfalls häufig vorkommenden - auch für andere Formen<sup>227</sup> der computergebundenen Kommunikation typischen - Abkürzungen<sup>228</sup>, die gleichermaßen zu einer durchaus auch anders als oben zu begründenden Sprachökonomie beitragen:

News-Beispiel 7<sup>229</sup>:

```
Nun ja, wer wie ich (und das gilt wohl für viele Leute im
Usenet)
keine Ausbildung im Zehnfingertippen hat, ist für jede
Erleichterung
dankbar, so benutze ich schon mal ein BTW, IMHO, AFAIK oder auch
einfach
D (oder .de) für Deutschland.
```

Nicht zuletzt aus einer solchen Bemerkung darf sicher rückgeschlossen werden, daß neben den Abbreviationen das Phänomen der Emoticons, wenn nicht von einer bloßen Modebewegung, vom Chat herrührt, jener Form computergebunder Kommunikation, die, im Gegensatz zu Mail und News etwa, nicht einmal teilweise offline betrieben werden und dementsprechend mit ungleich größerem finanziellen wie schreibtechnischen Aufwand verbunden sein kann. Hinzu kommt, daß ein allzu deutliches Entarnen von Ironie und Scherz z.B. durch Kommentar oder Anmerkung dem gewünschten Effekt sowie, je nach Häufigkeit der Verwendung, der allgemeinen sprachlichen Ökonomie und einem leserfreundlichen Stil entgegensteht und es schon aus ebendiesen Gründen eindeutig Sinn macht, Smileys zu verwenden.

Betrachtet man nun die weiter oben gemachten Ausführungen aus semiotischer Sicht, wird schnell klar, daß insbesondere bei den in den Beispielen verwendeten Emoticons nicht einfach von (irgendwie) ikonischen Zeichen die Rede sein kann. Vielmehr handelt es sich bei Smileys, die auf nicht wörtlich bzw. ernst Gemeintes in News-Artikeln hinweisen und per Konvention ebendiese einem Satz- oder Teilsatz äquivalente Information über das schriftsprachlich Geäußerte beinhalten, aufgrund gerade dieser Charakteristika in erster Linie um dicentisch inde-

xikalische Legizeichen. Daß sie zugleich auch eine ikonische Komponente besitzen, ist natürlich nicht von der Hand zu weisen. Allerdings muß davon ausgegangen werden, daß diese eher auf einer Analogiebildung beruht, auf dem Schluß, daß, wer (in unserem Kulturkreis) ironisiert, oft auch, selbst wenn nur innerlich, grinsen und mit den Augen zwinkern wird, und sie damit eher diagrammatischer als wirklich bildlicher Natur ist. Die von Feldweg et al. angeführten Beispiele 8-) und :-{ entsprechen mit der von den Autoren zugeschriebenen Bedeutung, daß es sich bei dem diese Emotikons verwendenden User um einen Brillen- bzw. Barträger handelt, zwar deutlich der letztgenannten Art des ikonischen Zeichens, doch sind sie dem Verfasser der vorliegenden Arbeit in seiner zweijährigen Beschäftigung mit Newsgroups weder in d.e.s.d. noch in anderen Foren wirklich begegnet. Als Grund dafür ist wohl anzuführen, daß sie wahrscheinlich stets einer Explikation bedürfen, um als das erkannt zu werden, was sie darstellen sollen. Dies wiederum erklärt das insbesondere im WWW reichhaltige Angebot an Listen mit Emoticons<sup>230</sup> und ihren je nach Verzeichnis durchaus unterschiedlichen Bedeutungen. Dabei werden jedoch nur wenige der Smileys tatsächlich gebraucht<sup>231</sup>, nämlich diejenigen, die notwendig sind, um den Gepflogenheiten in den Newsgroups zu genügen. So wird man selbst bei 8-) zunächst wohl vor allem auf die Darstellung der nach oben gezogenen Mundwinkel achten, die, wie bereits ausgeführt, für das korrekte Verstehen von in Newsbeiträgen Geäußertem eben fundamental sind. Ob nun 8 dabei wirklich für eine Brille steht, das Gegenüber angeben möchte, große Augen zu machen oder einfach nur hat ein Smiley variieren wollen, ist je nach Zusammenhang eine mehr oder weniger vernachlässigbare Interpretationsangelegenheit, die ohne Zutun des Verfassers zu Fehldeutungen, wenn nicht gar zu Mißverständnissen führen kann. Daß :-{ wirklich auf einen Barträger schließen läßt oder der Smiley-Verwender vielleicht beleidigt die Lippen kraus zieht, kann sich, sofern alle Beteiligten nicht eindeutig über einen in dieser Hinsicht gleichen Kode bzw. das gleiche Emoticon-Repertoire verfügen, nur aus dem Kontext ergeben, wird am Ende womöglich der Zeichenbenutzer sogar selbst klären müssen. Weist dieser explizit auf einen einschlägigen Umstand hin, stünde einem Zuschreiben bildlicher Ikonizität natürlich nichts im Wege:

News-Beispiel 8<sup>232</sup>:

```
Danke für's Smiley. Ich sehe das Ganze nämlich nicht ganz so bit-
terernst und grinse
bei manchen Formulierungen fröhlich vor mich hin.
```

Interessanterweise findet sich bei diesem in anderen Beiträgen auch nicht gerade fleißigen Smiley-Benutzer weder in der Nähe dieser Aussage noch in dem gesamten Artikel, aus dem dieser Ausschnitt stammt, auch nur ein einziges Emoticon. Vielmehr scheint sich der Autor, der sich sonst wohl lieber auf die Wirkung seiner sprachlichen Ausführungen verläßt oder Entgegnungen zu seiner Meinung unkommentiert mit Hilfe verschiedener, (weitestgehend) bekannter Zitate<sup>233</sup> ironisiert, hier dazu entschlossen zu haben, nach nüchterner Argumentation seine Einstellung zur Sprache und zur Gegenposition des Diskussionspartners sowie zur ganzen Auseinandersetzung schriftsprachlich zu formulieren. Mit diesem Vorwissen ist es natürlich vollkommen legitim, die von ihm gebrauchten Smileys als ikonische Sinzeichen zu interpretieren, insbesondere in solchen Fällen, in denen die Verwendung im Sinne der Netiquette nicht notwendig, ja, wenn aus dieser Sicht interpretiert, ein Zuschreiben von Ironie indizierender Funktion vom Kontext her vollkommen abwegig erscheint:

News-Beispiel 9<sup>234</sup>:

```
>>(Abgesehen davon, dass ich mehrere schwarze und braune  
>> Deutsche kenne.)
```

```
> Das mit den braunen Deutschen ist wieder ein anderes Thema!;-)
```

```
Tschuldigung - ich meinte die Hautfarbe: die Tochter meiner Frau  
ist ein Mischlingskind ;-))))
```

Das Emoticon am Ende dieser Sequenz als *\*scherze ich* oder *\*meine ich ironisch* zu deuten, verbietet sich bereits aufgrund des thematischen Bereichs ‚Nennung von Hautfarbe – etwaiger Rassismus‘. Daß der Autor dennoch ein Smiley setzt, mag damit zusammenhängen, daß er zu erkennen geben will, daß er den von seinem Gesprächspartner gemachten Scherz verstanden hat, und womöglich, wie in dem vorangegangenen Beitrag geäußert, wirklich grinst. Dabei läßt sich die mehrfache Verwendung von ) als besonders breites, intensives, lang andauerndes oder wiederholtes Grinsen auslegen, erneut ein Fall diagrammatischer Ikonizität, den Haiman<sup>235</sup> bereits für morphologische Elemente sprachlicher Zeichen nachgewiesen hat. So wie laut Haiman grammatische Reduplikation als ikonisch motiviert anzusehen ist, da sie sichtlich bzw. hörbar Intensität oder Wiederholung bezüglich der Bedeutung bestimmter Verben in manchen Sprachen Rechnung trägt, ist im vorliegenden Fall das Mehr an Klammer als ein Mehr an Grinsen zu interpretieren.

Die Schlußposition des Smileys beruht zum einen auf der Konvention, daß man es für

gewöhnlich wie ein Satzzeichen, das bis zu einem gewissen Grad ja ebenfalls anzuzeigen vermag, wie etwas zu verstehen ist, hinter dem sprachlichen Beitrag plaziert. Zum anderen hat der Autor seine Äußerung vielleicht deutlich in die Scherzsequenz einbinden wollen, um anzuzeigen, daß er nicht erst amüsiert und dann ernsthaft fortfährt, sondern vielmehr eine Art Klarstellung liefert, die eher den ironischen Effekt der Bemerkung seines „Vorredners“ unterstreicht, als dazu dient, dessen absichtliche Mißinterpretation von *braune Deutsche* in Richtung ‚politische Gesinnung‘ zu korrigieren. Keinesfalls aber ist sie - sieht man selbst vom delikaten Charakter des Themas einmal ab - als ebenfalls scherzhaft gemeinter Beitrag zu verstehen, sondern als wirkliche Feststellung, die im Gegensatz zu ironisch Gemeintem auf das tragende Inhalts- oder Aussageelement der der Scherzphase vorausgegangenen Äußerung rekurriert. Mit *Hautfarbe* und *Mischlingskind* bildet der Autor nämlich eine Kohärenz erzeugende Isotopiekette, die an *schwarze und braune Deutsche* anschließt, und schafft somit einen Rückbezug auf die von ihm zuvor gegebene Information und vor allem auf den eigentlich zentralen Gegenstand.

Für wirklich ironische Bemerkungen scheint es hingegen kennzeichnend zu sein, daß sie mitunter vom Wesentlichen wegführen, wie sich deutlicher noch als im gerade behandelten Fall in Beispiel 3 zeigt. *Na dann wird's aber Zeit* bezieht sich hier eindeutig auf *exmatrikulieren* und hat nichts mit dem zu tun, was eigentlich zur Diskussion steht, der Meinung des Diskussionspartners nämlich hinsichtlich einer innerhalb der Feministischen Linguistik aufgekommenen These.

Es zeigt sich somit, daß Smileys trotz ihrer z.T. hohen Konventionalität - wie dies für Soziosemiotiker selbstverständlich wäre - stets kontextuell zu interpretieren sind und daß sie kaum den vorschnellen Generalisierungen bisheriger Abhandlungen zu diesem Thema entsprechen. Letztere tragen wenig zu einer angemessenen Darstellung und Erklärung selbst solcher Teilphänomene computergebundener Kommunikation bei, sondern erwecken vielmehr den Anschein, als hätte man es hier mit einem homogenen Bereich zu tun, für den angeblich allgemeingültige Regularitäten zu beschreiben sich schon aufgrund der Vielzahl und kulturellen bzw. sozialen Verschiedenheit der Nutzer sowie angesichts der rasenden technischen Entwicklung verbietet.<sup>236</sup> Auf dergleichen weisen User auch selbst schon einmal hin und geben, wie im folgenden Beispiel, mitunter Ratschläge, die - nicht nur bezüglich Newsgroups - so mancher in der vorliegenden Arbeit kritisierte Verfasser einschlägiger wissenschaftlicher Literatur vielleicht hätte beherzigen sollen:

#### News-Beispiel 10<sup>237</sup>:

>Wann und in welchem Zusammenhang verwendet ihr Emoticons  
>(Smilies) und Abbreviationen (Kürzel) in Newsgroups?

In welchen Newsgroups? Meinst Du, das ist überall gleich?  
Tummeln sich  
denn überall die gleichen Leute? Könnte das evtl. vom Thema, oder  
von  
der Person abhängen? Fragen über Fragen ...

Versuch einer Antwort: Dann, wenn ich es für sinnvoll halte.

Besserer Versuch, Dir zu sinnvollen Aussagen zu verhelfen: Lies 4  
Wochen  
mit, beobachte selber, zieh selber Deine Schlüsse. SCNR. (SCNR.)

#### 4.1.2 Weitere Phänomene aus semiotischer Sicht

Die im Zusammenhang mit den Smileys erwähnte Kontextabhängigkeit betrifft auch viele andere newsspezifische – natürlich auch aus anderen Diensten bekannte – Phänomene wie etwa die Verwendung von \*, \_ oder < und >, die zur Hervorhebung vor und hinter Äußerungen gesetzt werden. Während der Unterstrich meist die Andeutung einer (im ASCII-Code nicht vorgesehenen) Unterstreich und damit, wie etwa in einem *Das habe ich \_nie\_ gesagt*, der Betonung dient, werden Asterisk und spitze Klammern eher zur Kennzeichnung von comic-sprachlichen, typischerweise mit einem Verbstamm endenden Formulierungen verwendet.<sup>238</sup> So wurde in der Gender-Diskussion z.B. die von einem Teilnehmer wiederholt vorgenommene und vor diesem Hintergrund immer stärker verärgert wirkende Klarstellung eines Aspekts seines Standpunkts von einem seiner Partner mit *\*virtuellesfüßestampfenvorstell\** quittiert.<sup>239</sup> Ein User, der seinerzeit an der Entstehung eines vollkommen anderen Thread beteiligt war, wohl aber die FL-Auseinander-setzung im Stillen mitverfolgte und sich letztlich einen in seiner „Gesprächsrunde“ vorgebrachten bissigen Kommentar zum Thema Movierung nicht hat verkneifen können, versah diesen – als hätte er daraufhin befürchten müssen, mit Gegenständen beworfen oder verbal beschossen zu werden – mit einem *duck*, das er anders als der zuvor genannte News-Teilnehmer in <> stellte.

Aus dem unter 4.1.1 aufgeführten News-Beispiel 2 geht wiederum hervor, daß \* statt zur Indizierung solcher Handlungsbeschreibungen auch zur Betonung benutzt werden kann, die

zu realisieren andere Usenet-Teilnehmer hingegen selbst vor dem mit der Gefahr der Ahndung behafteten Gebrauch von Versalien nicht zurückschrecken.

Es zeigt sich damit, wie sehr die Bedeutung bzw. der Zweck solcher in News-Artikeln zum Einsatz kommenden Sonderzeichen von den mit ihnen auftretenden Äußerungen, ja sogar von der sie verwendenden Person abhängen. Infolgedessen ist kaum mehr als die relativ allgemein gehaltene Charakterisierung möglich, daß es sich dabei um dicentisch indexikalische Sinzeichen handelt, die einer je nach Kontext unterschiedlich gestalteten Kennzeichnung dienen und im Prinzip keiner speziellen Regel oder Konvention folgen außer der, daß sie – nicht selten rein aufgrund des Wunsches des jeweiligen Benutzers – irgendetwas kennzeichnen.<sup>240</sup>

Deutlich stärker durch Vorgaben bestimmt zeigt sich der Einsatz von ausschließlich in Großbuchstaben dargestellten Äußerungen. Wird er, wie oben angedeutet, hinsichtlich des einzelnen Wortes zum Zweck der Betonung meist noch geduldet, führt er – dies wurde ebenfalls und bereits mehrfach erwähnt –, ganze Sätze oder sogar Texte betreffend, zu mitunter harscher Kritik seitens der Rezipienten.

Doch nicht nur diese immer wieder zu machende Beobachtung bzw. Erfahrung und ein entsprechender Hinweis in der Netiquette führen letztendlich zu einem einschlägig konventionalisierten Verhalten, sondern in gewisser Weise auch das Erscheinungsbild von Versalien selbst. Zum einen sind sie nämlich bereits in den traditionellen Printmedien ausgesprochen selten und werden dadurch von Lesern als eher ungewöhnlich empfunden, zum anderen ergibt sich aus den beschränkten typographischen Möglichkeiten des ASCII-Code und den so begründeten Kompensationsversuchen in vielen Newsgroups, daß so gut wie jede Abweichung – in Form der oben besprochenen Sonderzeichen oder sonstwie – eine indexikalische Funktion impliziert.

Daß diese bei Großbuchstaben im Sinne von höherer Lautstärke interpretiert wird, beruht dabei weniger auf bloß willkürlicher Vereinbarung als vielmehr auf der Motivation einer durchaus naheliegenden Analogiebildung, die Kapitalisierung mit einem ‚Mehr von etwas‘ - im vorliegenden Falle mit der Intensivierung der Artikulation - und dessen Wirkung verbindet. Damit liegt erneut ein Beispiel für das Auftreten diagrammatischer Ikonizität im Rahmen computergebundener Kommunikation vor, das wahrscheinlich für alle Internet-Dienste, selbst im Zusammenhang mit vollkommen symbolischen Zeichen, in großer Frequenz nachgewiesen werden kann.

Da dergleichen aber wohl zu einem Umfang führen würde, der einem eigenen Beitrag zukäme, soll dieser Abschnitt mit nur noch einem weiteren Beispiel dieser Form des zusätzlich

Zeichenhaften enden. Dieses soll zeigen, daß auch der „konservativ-sprachliche“ Umgang der User miteinander, wenngleich sicher unbewußt, durch diagrammatische Ikonizität geprägt ist.

So fällt etwa bei der Lektüre von nur wenigen News-Artikeln auf, daß sich die Diskussionspartner, von denen sich wahrscheinlich die wenigsten persönlich kennen, grundsätzlich duzen. Auch diesem Charakteristikum liegt nicht bloße Konvention oder etwa der Wunsch nach salopper, ungezwungener Interaktion zugrunde – obwohl sich diese meist so ausnimmt<sup>241</sup> –, sondern eigentlich die wiederholte Bestätigung sozialer Akzeptanz und der Bereitschaft, sich (halbwegs) unvoreingenommen mit dem Gegenüber auseinanderzusetzen.<sup>242</sup>

Der durchschnittliche News-Nutzer, der es im „wirklichen Leben“ womöglich ganz und gar nicht mag, mit Du angesprochen zu werden, wird natürlich vor allem im Zuge des Gruppenzwangs auf das Sie verzichten, vielleicht auch aufgrund des einschlägigen Hinweises in de.newusers..infos: „Wenn jemand [...] im Netz mit “Sie” angeredet wird, ist das ein Zeichen dafür, daß er unangenehm auffällt.“<sup>243</sup> Tatsächlich beruht der so definierte Usus aber auf der Basis des Ikonischen, da das Sie neben seiner Macht zusprechenden Pluralität den Angesprochenen durch die Verwendung der 3. Person vor allem geradezu als abwesend oder zumindest distanz ausweist.<sup>244</sup> Das Du hingegen steht für Nähe und Vertrautheit und wirkt gemeinschaftsbildend. Wird es plötzlich entzogen, verheißt dies in einer Newsgroup ganz und gar nichts Gutes und ist als noch mildes Warnzeichen aufzufassen, sozusagen als noch sehr schwaches dicentisch indexikalisches Legzeichen des möglicherweise drohenden, hoffentlich aber noch abwendbaren Ausschlusses<sup>245</sup> aus (Teilen) der großen Gemeinde des Usenet.<sup>246</sup>

## **4.2 Semiotische Aspekte von Webseiten**

In Abschnitt 3.4 war bereits vom WWW als Füllhorn multimedialer Eindrücke die Rede, aber auch davon, daß die sich damit etwa anbietende Analyse von Bildern und Text-Bild-Relationen mit der Gefahr von Fehlschlüssen und daher mit Einschränkungen verbunden ist. So kann z.B., wie bereits angedeutet, stets in Frage gestellt werden, ob im Web dargebotene Bilder auch wirklich wie vorgesehen erscheinen und aussehen, ein Phänomen, das mitunter software- und gestaltungstechnische sowie zahlreiche andere Ursachen hat. Völlig fehlgeleitet erscheint in dieser Hinsicht der Gedanke von Stöckl<sup>247</sup>, die angeblich niedrige Leistungsfähigkeit des Computerbildschirms für die qualitativen Mängel des von ihm gesichteten Materials verantwortlich zu

machen. Dem muß natürlich entgegengehalten werden, daß die Hertz-Zahl und das Auflösungsvermögen von PC-Monitoren die entsprechenden Daten der meisten herkömmlichen TV-Geräte bei weitem übersteigt und daß demzufolge ungemein hohe optische Werte erreicht werden können. Was viele Bilder und Grafiken im Web dennoch unscharf oder grobkörnig erscheinen läßt, ist meist die Folge von Daten-Komprimierung, die einer geringen Bandbreite und oft niedrigen Übertragungsraten Rechnung trägt<sup>248</sup> und einem allzu zeitintensiven Herunterladen und Aufbauen von einschlägig gestalteten Seiten entgegenwirkt. Sowohl in Sachen Komprimierung als auch hinsichtlich der Transmissionskapazitäten hat sich bereits Beträchtliches getan, und dies wird mit Sicherheit auch weiterhin der Fall sein. Schon jetzt klagt beispielsweise die Musikindustrie über Millionenverluste angesichts der (angeblich) vielen tausend unter Usern kursierenden Raubkopien im mp3-Format, das die Verbreitung von Tonaufnahmen (fast) in CD-Qualität bei dennoch verhältnismäßig geringer Datenmenge ermöglicht, während man in akademischen Kreisen schon über ein deutlich breitbandigeres Internet II nachdenkt, um jenseits des „profanen“, immer wieder zu verstopfen drohenden „information highway“ riesige Informationsvolumina übertragen und Live-Video-Konferenzen schalten zu können, etwa zu Zwecken des noch direkteren Meinungs austauschs oder zum Kontinente überwindenden Assistieren bei chirurgischen Eingriffen. Im Hinblick auf derartige Entwicklungs- und Veränderungstendenzen läßt sich eine deutliche Verschiebung vom stillen bzw. statischen Bild und schriftlich fixierten Wort hin zu Filmischem und zu gesprochener Sprache absehen, was natürlich nicht heißt, daß Schrift und Unbewegt-Pikturales mit ihren jeweiligen Vorzügen und Qualitäten innerhalb weniger Jahrzehnte, geschweige denn überhaupt verschwinden werden. Nichtsdestotrotz ist bereits seit geraumer Zeit eine deutliche Zunahme immer fortschrittlicherer Formen von Hypermedia zu beobachten, die, insbesondere was Werbemethoden im Web anbelangt, vielleicht schon bald in die ungefähre Richtung von dem weisen, was im Fernsehen heute gang und gäbe ist<sup>249</sup>, und dann womöglich vollkommen neue und/oder andersartige semiotische Untersuchungen erfordern, die die vorliegende obsolet erscheinen lassen werden. All das verbietet natürlich keineswegs eine derzeitige Analyse z.B. von Fotografien auf Homepages. Ganz im Gegenteil darf eine so ausgerichtete Zeichenwissenschaft nachgerade als überaus notwendig angesehen werden, da sie die möglicherweise allzu traditionsorientierten Bereiche bzw. Auffassungen der Bildsemiotik in mancherlei Hinsicht berichtigen und ergänzen kann. Sie könnte letzterer beispielsweise entgegenhalten, daß (nicht nur) von Rechnern dargestellte Bilder durchaus über ein „den Buchstaben (oder Phonemen) vergleichbares [, wenn auch nicht ebensosehr] begrenztes Inventar an [be-

deutungsleeren] Minimaleinheiten<sup>250</sup> verfügen, nämlich die als Pixel bezeichneten kleinsten Bildpunkte, die eigentlich schon von der Fotografie her bekannt sein müßten.

Ebenso könnte solch eine neue Pikturalsemiotik durch Schöpfen aus der Bilderfülle, die verschiedene Formen computergebundener Kommunikation auszeichnet, und unter Berücksichtigung der bereits erwähnten technischen Möglichkeiten zur Klärung der Frage beitragen, ob Bilder wirklich ‚nichts behaupten und folglich auch nicht lügen‘<sup>251</sup> können.

An derart fundamentalen Problemstellungen zeigt sich, daß sich hier ein kompletter wissenschaftlicher Zweig eröffnet, der, wie oben schon angedeutet, in einem begrenzten und zudem eine mitunter vollkommen anders geartete Zielsetzung verfolgenden Beitrag wie dem vorliegenden nicht adäquat berücksichtigt werden kann und daher weitgehend ausgeklammert werden muß.

Neben der gerade angeführten Bilderfülle, die im übrigen auch die Gefahr in sich birgt, für jede über Bilder z.B. im Web gemachte Aussage ebensoviele Belege wie Gegenbeweise zur Verfügung zu stellen, leidet das Web bisweilen auch an einer relativen, womöglich noch gar nicht erkannten Bilderarmut pro Seite. Betrachtet man z.B. die Webpräsenzen von Institutionen der Printmedien, verblüfft es nicht selten, wie wenig Bildmaterial trotz der genau entgegengesetzten Möglichkeiten bereitgestellt wird. Das bereits angeführte Problem der längeren Ladezeiten, allgemein in der Branche vorherrschender Usus und der zusätzliche Aufwand, der insbesondere angesichts eines meist täglich wechselnden Angebots mit Bildbeifügungen verbunden ist, dürften hierfür gleichermaßen verantwortlich sein wie die Tatsache, daß sich unser Kulturkreis gerade im Zusammenhang mit seriösen Themen (noch immer sehr) gegen eine allzu große Macht des Pikturalen wehrt<sup>252</sup>. Welches nun auch immer jeweils der genaue Grund für die Seltenheit von Bildern auf Webseiten sein mag - es bleibt auf jeden Fall festzuhalten, daß die WWW-Version etwa der ‚tageszeitung‘ – abgesehen von ein wenig Grafischem auf der Startseite – ausschließlich aus Text besteht. Auch bei den Nachrichten und Meldungen, die man nach einer Datenbankabfrage beim ‚Spiegel‘ erhält, wird man Bilder vergeblich suchen. Lediglich vereinzelt, meist den leitenden Artikeln beispielsweise der ‚Zeit‘ oder der ‚Süddeutschen Zeitung‘, am häufigsten noch den Seiten der ‚Bildzeitung‘, sind ein bis zwei Bilder zum jeweiligen Thema beigegeben, nicht selten jedoch dpa-Material, das von der Konkurrenz mitunter ebenfalls verwendet wird und hier wie dort auch in der Druckausgabe vorgefunden werden kann. Sieht man also selbst von den weiter oben gemachten Einwänden ab, stellt sich schließlich angesichts des angeführten Aspekts die Frage, warum überhaupt z.B. Pressefotos, und ausge-

rechnet diejenigen im Web, genauer und auch noch isoliert analysiert werden sollten.

Daher wird es in der vorliegenden Arbeit weniger um das einzelne Bild als vielmehr um globale Eindrücke, um das ganzheitliche Aussehen der Oberflächen bestimmter Internet-Dienste gehen. Stehen Einzelheiten zur Diskussion, wird eine Untersuchung von gerade die Kommunikation per Computervernetzung Auszeichnendem dem Versuch vorgezogen, Aussagen über womöglich generell Pressetechnisches oder Printmedientypisches anzustreben. Hierzu müssen auch nicht ganze Ansätze der Mediensemiotik bemüht werden, sondern es bietet sich insbesondere die Peircesche Theorie an, um unter etwaiger ergänzender oder explizierender Zuhilfenahme der einen oder anderen neueren These bzw. Überlegung die einschlägigen Phänomene im Rahmen einer zeichenwissenschaftlichen Untersuchung von Grafisch-Pikturalem erschöpfend zu beschreiben.

Im Zuge der erwähnten allgemeineren Darstellung der Gesamterscheinung dessen, was der Bildschirm eines an das Internet angeschlossenen Rechners bietet, sind etwa Aufbau und Layout von Webseiten zu charakterisieren, inklusive der dort u.U. vorhandenen Text-Bild-Relation in einem aus Gründen der Vorsicht eher weit gefaßten Sinne – letzteres deshalb, weil das Bemühen, selbst diesen Aspekt computergebundener Kommunikation exakt und zur Genüge zu erfassen, wieder zu zweifelhaften Feststellungen führen kann, vernachlässigt man die Tatsache, daß je nach verwendeter Gestaltungstechnik und Monitorgröße ein Kommentar neben einem Bild z.B. zur teilweisen oder gänzlichen Bildunterschrift (bzw. umgekehrt) geraten kann oder etwa bestimmte räumliche Zusammenhänge, wie sie Nöth<sup>253</sup> unter Bezugnahme auf andere Autoren vorstellt - z.B. das Ineinanderübergehen von Text und Bild - am Computer bzw. vom Webdesign her nicht ohne weiteres machbar sind.

Dies legt nahe, hier nur solche Kompositionen näher zu beleuchten, bei denen durch Einsicht in die html-Programmierung, durch Kontrolle des Quelltextes also, die von jedem gängigen Browser ermöglicht wird, sichergestellt werden kann, daß das sich darbietende Verhältnis von Sprachlichem und Nichtsprachlich-Visuellem auch aller Wahrscheinlichkeit nach dem entspricht, was auf Produzentenseite hat zur Darstellung gebracht werden sollen, und somit nicht geplante Kompositionen aufgrund der gestalterischen Vorgehensweise ausgeschlossen werden können. Des weiteren sind einschlägige Aussagen vornehmlich – wenn nicht ausschließlich – über die Kombination von Wort und Pikturalem zu treffen, die sich gleich nach abgeschlossenem Aufbau einer heruntergeladenen Seite ergeben, da durch Scrollen, durch das Bewegen (von Teilen) der Benutzeroberfläche die vertikale Verteilung von Schrift und Bild insbesondere

bei längeren Texten in vollkommen neue, immer wieder anders geartete Verhältnisse gestellt wird.

Um dergleichen nichtsdestotrotz ausreichend beschreiben und analysieren zu können, bietet sich, wie bereits in Abschnitt 3.4 erwähnt, insbesondere der Rückgriff auf den soziosemiotisch geprägten Beitrag von Kress und van Leeuwen als Orientierungshilfe an.

Surft man im Sommer 2000 durch das World Wide Web, so wird man nur noch selten auf Seiten stoßen, die so schlicht und traditionell aufgebaut sind wie die der vorliegenden Arbeit. Neben einem weit geringeren Maß an Linearität und an längeren zusammenhängenden Passagen von verbalem Text im engeren, herkömmlichen Sinne fallen vor allem die geradezu allgegenwärtigen nichtsprachlichen optischen Eindrücke in Form von Bildern, Grafiken oder zumindest farblicher Untermalung auf. Ebenso augenscheinlich, wenn nicht noch deutlicher, zeigt sich, daß es sich bei den wenigsten Seiten, abgesehen von diesem oder jenem im übrigen meist zentral ausgerichteten Start- bzw. Begrüßungsportal mit etwaigem Firmenlogo und vielleicht auch mit Sprachauswahl, um einfache, mit segmentierter Information aufgefüllte Flächen handelt, sondern daß fast immer eine bestimmte hierarchische Strukturierung vorliegt. In den häufigsten Fällen wird der Bildschirm hierzu sichtlich in verschieden kolorierte oder durch Rahmenlinien getrennte Bereiche, sog. Frames, unterteilt<sup>254</sup>, von denen einer die eigentliche, detailliert ausgeführte Information enthält, während der oder die anderen, ähnlich wie bei der Gliederung am Anfang der vorliegenden Arbeit, die weiteren Inhalte der jeweiligen Homepage als Hyperlink zur Auswahl stellen und/oder optionale, letztendlich ja ebenfalls zum individuellen Angebot zählende Funktionen wie E-Mail-Kontakt, Datenbankabfrage etc. offerieren. Da es sich bei dem zuletzt Beschriebenen um einen generellen Überblick, sozusagen um das verallgemeinerte Kondensat der Aussage der gesamten Webpräsenz handelt, müßte unter Berücksichtigung der Kress-van Leeuwenschen Überlegungen angenommen werden, daß derartige Informationen im Bereich des Idealen, d.h. in einer Komposition oben zu finden sind, während Konkretes, Faktisches und Ausführliches unten im Realen präsentiert wird. Tatsächlich bietet sich auch meist ein entsprechender Anblick.

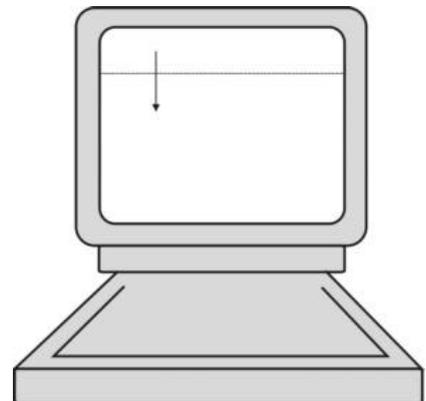


Abb. 11: Beispiel und Schema einer Webseite mit Frame oben

Zur Verdeutlichung der Aufteilung der vorstehenden Bildschirmansicht ist dieser die schematisierte Darstellung eines Computermonitors beigelegt worden, um die Frame-Positionierung hervorzuheben. Der darin befindliche Pfeil steht jedoch nicht nur für die angesprochene inhaltliche Über- bzw. Unterordnung, sondern soll auch die Richtung der Manipulation indizieren. Wird nämlich ein Begriff/Link im oberen Frame angeklickt, ändert sich ausschließlich der untere Bereich, eine Tatsache, die nicht zuletzt auch den praktischen Vorteil der Seitendivision ausmacht: Da nicht mehr die ganze Seite, sondern nur noch ein Teil davon geladen werden muß, kommt es einerseits zu einer Zeitersparnis, andererseits dazu, daß der Betrachter das Angebot der Homepage sowie oft auch den Namen der von ihm besuchten Institution ohne Unterbrechung vor Augen hat, so daß das Verweilen auf der Seite durch Aufrechterhalten des visuellen Kontakts und das stetige Anbieten weiterer Informationen ebenso gefördert wird wie das Einprägen von Aufmachung und „Gastgeber“, das aus Orientierungs- und häufig auch Werbegründen eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

Eine alternative, wahrscheinlich gleichermaßen häufig vorkommende Art der Bildschirmunterteilung stellt die Ausrichtung an der horizontalen Achse (nicht Seite!) dar, bei der sich die Übersicht statt oben nunmehr linker Hand präsentiert und somit eine Manipulationsrichtung nach rechts gegeben ist.



Abb. 12: Beispiel und Schema einer Webseite mit linkem Frame

Organisatorisch wie technisch führt dies zu keinen nennenswerten Unterschieden. Aus semiotischer Sicht steht der Überblick über Angebot und Optionen nun jedoch im Bereich des Bekannten, die eigentliche Information hingegen in dem des Neuen. Damit bietet sich eine solche Positionierung insbesondere für diejenigen Seiten an, deren konkreter Inhalt sich ständig oder zumindest häufig ändert. Es nimmt so gesehen kaum wunder - wemgleich auch der Einsatz dieser Art der Unterteilung oft wohl eher unbewußt geschieht -, daß eine derartige Applikation von Frames nicht selten beim Erstellen der Webversionen der bereits anderweitig etablierten Medien, vor allem der Presse, präferiert worden ist. Auf ihren Seiten findet der am Tagesgeschehen interessierte und deshalb (theoretisch) immer wiederkehrende User die wirklich ständig neuen, aktuellen Meldungen in einer Weise neben der (über längere Zeit) gleichbleibenden und damit sprichwörtlich bekannten Gliederung der Angebote, als hätte der Beitrag von Kress und van Leeuwen daselbst als Lehrbuch Verwendung gefunden.

Natürlich gibt es hinsichtlich der Positionierung des den Überblick gebenden Frame am oberen bzw. linken Bildschirmrand auch Variationen und vollkommen gegensätzliche Vorgehensweisen, wie aus der folgenden Darstellung hervorgeht:

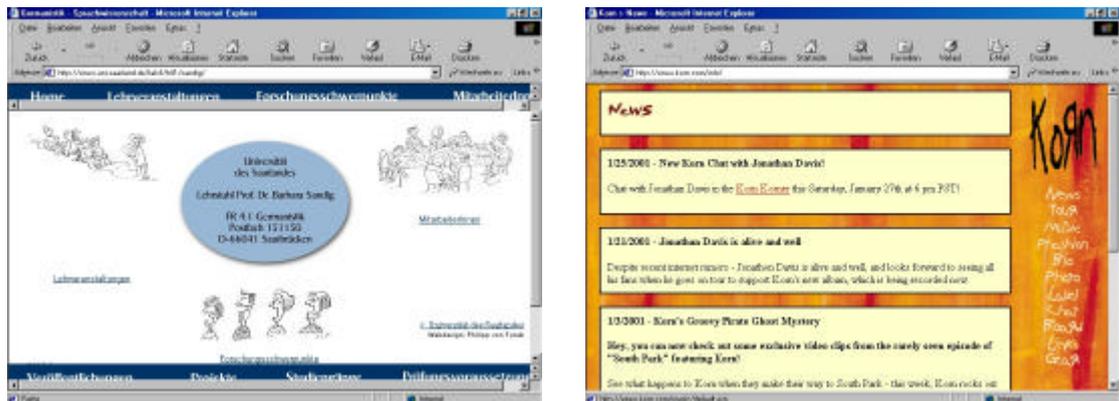


Abb. 13: Webseite mit Frame oben und unten bzw. rechts

Aufgrund der relativen Seltenheit solcher Fälle und wegen der leicht vorstellbaren vertikalen Spiegelung der weiter oben bereits illustrierten Schemata ist hier auf die Beigabe von Bildschirmskizzen verzichtet worden, da gerade die genannten Charakteristika die Wirkungs- und Funktionsweise derartiger Seitenaufteilungen reflektieren.

Als Raritäten stehen sie (mehr oder weniger) deutlich aus der unüberschaubaren Masse von Homepages hervor und bleiben bereits aus diesem Grund dem Betrachter sicher länger in Erinnerung als „traditionell“ aufgebaute Produkte. Da sie außerdem etwas anders gelesen werden müssen, verlangen sie von einem User mehr Aufmerksamkeit, die zu erregen wohl das vornehmliche Anliegen solcher abweichender Kompositionen, bei finanzieller Abhängigkeit vom WWW sogar eine für Unternehmen existenzielle Notwendigkeit darstellt.

Dies gilt vor allem für die in der letzten Abbildung rechts wiedergegebene Seite, die Webpräsenz einer amerikanischen Musikgruppe, die sich gern – wie wohl einige in diesem Metier – mit dem „Nimbus“ des Eigenartigen, Auffälligen, ja Problematischen umgibt. Nichts liegt in einem solchen Fall näher, als den surfenden Fan genau seitenverkehrt (und damit gewissermaßen diagrammatisch ikonisch in bezug auf die selbstge-wählten Attribute) vorgehen zu lassen und ihm gegen seine Gewohnheit, also in neuer Art und Weise rechts anzubieten, was er wider den allgemeinen Usus links genauer rezipieren kann, als geneigter wie „vorgebildeter“ Interessent zumindest teilweise aber oft schon kennt.

In diesem Sinne hat die so vorgenommene Platzierung der Elemente durch das Vertau-

schen von Links und Rechts einen ungewöhnlichen Effekt, gleichzeitig jedoch auch eine gewisse Begründung, die darin besteht, daß dies im Bereich des Bekannten (für eine bestimmte Zielgruppe) tatsächlich nicht unbedingt neu ist – die Bandmitglieder sind noch immer dieselben, es wird natürlich das neue Album präsentiert, und die angekündigten Konzerte finden wirklich statt – und daß den Frame mit der Übersicht im Areal des Neuen zu positionieren wirklich ein (relatives) Novum darstellt, das seinerseits in zweierlei Hinsicht besondere Aufmerksamkeit verlangt: zum einen, damit ein vielleicht vorschnell angenommenes Fehlen von Navigationsmöglichkeiten ausgeglichen, zum anderen, damit der Überblick über die mithin schon bekannten Inhalte als dennoch Interessantes und Informatives in Aussicht stellend empfunden werden kann.

Im Vergleich dazu nimmt sich die links in Abb. 13 visualisierte Homepage – die einer Professorin für Germanistische Linguistik – in ihrer Lese- und Wirkungsmöglichkeit weniger komplex und trotz ihrer ebenfalls ungewöhnlichen Gestaltung eher „unspektakulär“ aus. Dies hat nicht zuletzt seinen Grund darin, daß bei der Spiegelung des den Inhalt angegebenden Frame an der horizontalen Achse die für gewöhnlich im Idealen befindliche Übersicht erhalten geblieben ist. Da nun jedoch das kondensierte Informationsangebot sowohl am oberen als auch am unteren Rand der Webseite zu finden ist und von beiden Richtungen her die dazwischen liegende, die eigentlichen Informationen wiedergebende Fläche gesteuert wird, erscheint ein Denken in den Dimensionen Ideal und Real völlig fehl am Platze. Nahegelegt wird eine solche Annahme bereits dadurch, daß die mit Link zum Faktischen versehenen Stichwörter oben und unten, anscheinend ohne einem besonderen Schema zu folgen<sup>255</sup>, sozusagen ebenbürtig nebeneinander gesetzt worden sind und somit theoretisch auch im jeweils gegenüberliegenden Frame hätten positioniert werden können. Zudem treten die beiden den mittleren Bildschirmbereich dominierenden Seitenpartitionen noch deutlicher als in den zu Anfang besprochenen Beispielen, vor allem aber durch die gleiche farbliche Kontrastierung, also auch gleich stark gegenüber dem sonst noch Visualisierten, hervor und bilden geradezu einen Rahmen um den im übrigen symmetrisch bis zentral organisierten Bereich der ausführlichen Informationen. Hier gewinnt der Betrachter weniger den Eindruck, wie gewöhnlich lediglich in der Vertikalen und Horizontalen operieren bzw. rezipieren zu können, als vielmehr aus der dritten Dimension zwischen den beiden Randarealen hindurch mitten in die Homepage hineinzuschauen.

Letztlich findet er dort aber die detaillierten Mitteilungen, die durch die besondere (räumlich zentrierte) Blickrichtung nun selbst eine Betonung erfahren und damit womöglich mehr Aufmerksamkeit anziehen, als dies bei „normalem“ Seitenaufbau der Fall ist. Aus diesem Grund

eignet sich eine solche Kompositionsweise wohl besonders für relativ kurze und dennoch auf sichere Beachtung zielende Informationen - etwa die der Produktwerbung oder solche, die konzise (Online-)Enzyklopädien enthalten -, die vom Umfang her problemlos, aber dennoch effektiv im eingegrenzten Areal plziert werden können, ohne daß dieses durch Scrollen modifiziert werden muß.

Wird in diesem Bereich jedoch ein längerer Text angeboten, der zur vollständigen Rezeption auf und ab bewegt werden muß, verliert der oben beschriebene Effekt an Intensität, da sich an der Stelle eines statischen Zentrums, auf das, wie gerade dargelegt, der Blick des Users hat fallen müssen, bald eine Art cinematografischer Abspann präsentiert, der den Betrachter sozusagen aus der simulierten Räumlichkeit auf den Boden der zweidimensionalen Realität einer linear aufzunehmenden Mitteilung zurückführt.

Möglicherweise fühlt sich das Publikum sogar ein wenig gehandikapt, da die eigentliche Botschaft gleichsam zwischen den beiden navigationstechnisch dominanten Partitionen hervorgezogen werden muß. Dabei könnte insbesondere der am unteren Bildschirmrand plzierte Frame störend wirken. Aufgrund seiner ungewohnten und rein optionalen Position verdeckt er nämlich genau die Stelle, an der die durch Scrollen herangebrachten Informationen normalerweise auftauchen, und hält dadurch gewissermaßen mehr von den erst sichtbar zu machenden Textteilen zurück, als man dies durch sein auf den meisten Webseiten übliches Fehlen gewohnt ist. Nichtsdestoweniger darf man trotz solcher etwaigen Mängel bzw. Gefahren schon die bloße Wirkung des (verhältnismäßig) Exzeptionellen nicht unterschätzen, das, wenn auch nicht immer dem pragmatischen, so doch sicher manchem ästhetischen Anspruch genügt.

Da bisher nur von entweder auf der vertikalen oder der horizontalen Achse liegenden Bildschirmbereichen die Rede war, darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß auch eine Kombination von beidem möglich ist. Doch selbst dort, wo man sich ausschließlich für die erstgenannte oder die zuletzt angeführte Vorgehensweise entschieden hat, ist oft der Einfluß der jeweils anderen Dimension zu spüren. So wählt man bei der Webseite der dpa, die in Abb. 12 wiedergegeben ist, zwar – um die Kress-van Leeuwenschen Termini zu gebrauchen – im Given aus, was im New detailliert ausgeführt werden soll, operiert also von links nach rechts, doch ist der dominierende Frame selbst wieder in vertikaler Richtung gegliedert. Im absoluten Ideal präsentieren sich dabei das Firmenlogo und die genaue Bezeichnung der Institution, die der Betrachter lediglich zur Kenntnis nehmen kann, während das tatsächlich realisierbare und daher mit praktischem Verhalten verbundene Angebot der Möglichkeiten der Kontaktaufnahme deutlich

im Bereich des Realen zu finden ist, mit etwas Abstand noch gefolgt von den kleiner ausgefallenen, eher unscheinbar aufgemachten Hyperlinks zu den fremdsprachigen Versionen der Seite, die aus noch „ordinärerem“, nämlich rein verständigungstechnischen Gründen gewählt werden können.

Dazwischen werden weniger im Sinne des Ideal-Real-Prinzips als vielmehr nach subjektiven, von den Seitenbetreibern eingestuften Wichtigkeitsgraden verschiedene thematische Optionen angeboten, von der eigens noch einmal eingerichteten Übersichtsfunktion (weiter oben) über ‚Nachrichten‘ (in der Mitte) bis hin zum Firmenporträt (weiter unten).

Ähnlich, jedoch etwas komplexer, stellt sich die Konzeption des den Inhalt anzeigenden Bereichs auf der Homepage der ‚Frankfurter Rundschau‘ in Abb. 11 dar. Die Manipulationsrichtung ist hier die von oben nach unten, die genannte Partition selbst ist jedoch horizontal gegliedert. Wieder liegt nicht so sehr ein mit den Begriffen von Kress und van Leeuwen zu beschreibendes als ein „schlicht“ hierarchisches Schema vor, obwohl der Name des Anbieters der hier offerierten Informationen sicherlich nicht zuletzt aus werbestrategischen Gründen durch seine Platzierung ganz links, im absoluten Bereich des Given, als ein altbekannter deklariert wird. Von hier aus gelangt das Auge des Betrachters über das Angebot des eigentlichen Presseteils und der optionalen Suche im Archiv zu weniger Wichtigem wie dem Hyperlink zum Wetterbericht oder dem zu den Anzeigen.

Innerhalb dieser Gliederung der Themen sind weitere Lesarten möglich, da die hier präsentierten Stichwörter zum Inhalt sowohl in zwei Zeilen untergebracht als auch im Schachbrettmuster unterschiedlich hervorgehoben sind. Somit kann die Rezeption hier zum einen traditionell-linear stattfinden, so wie man bei einem herkömmlichen verbalen Text vorgehen würde, zum anderen aber auch in der Form zweier sich immer wieder überschneidender Wellen, die sich durch die Verbindung der weißen bzw. der schwarz und bunt unterlegten Felder ergeben.

Die dritte Möglichkeit und im vorliegenden Fall wahrscheinlichste Art der Aufnahme besteht sozusagen in der Kombination dieser beiden Verarbeitungsweisen, nämlich darin, daß die Angebote mit der gleichen Färbung in Zeilen zu lesen sind, wodurch sich z.B. die einleuchtende Abfolge ‚Rundschau‘ – ‚spezi@l‘ – ‚service‘ – ‚Archiv‘ – ‚Wetter‘ ergibt, während die sich ständig kreuzenden Kurven als analoge Darstellung der Verflechtung der inhaltlichen Metabereiche aufzufassen sind. Da alles Schwarz-auf-Weiße nämlich die hauseigenen Leistungen anzeigt, die der Kunde auch realiter durch Kaufen der gedruckten Ausgabe oder durch tatsächliches Besuchen der Institution in Anspruch nehmen kann, die kontrastierten Einheiten<sup>256</sup> hinge-

gen typische Online-Angebote und/oder nicht eigenhändig Produziertes bzw. Aufbereitetes darstellen, diese beiden großen Themenbereiche jedoch wie beschrieben schon rein optisch ineinander verschränkt sind, wird dem User diagrammatisch ikonisch bedeutet, daß ihm hier viele, z.T. auch (im wahrsten Sinne des Wortes) grundverschiedene Dienste und Informationen sozusagen unter einem Dach zur Verfügung gestellt werden.

Bei der oben bereits erwähnten Kombination von Partitionsplatzierung auf der vertikalen und einer solchen auf der horizontalen Achse sind innerhalb des jeweiligen Bereichs natürlich ebenfalls die gerade beschriebenen Substrukturen vorhanden, so daß der z.B. von oben nach unten wirkende Frame selbst horizontal organisiert ist, während der seitlich operierende eine vertikale Binnenstruktur aufweist.

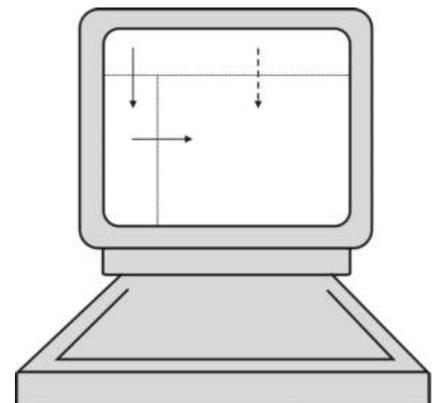
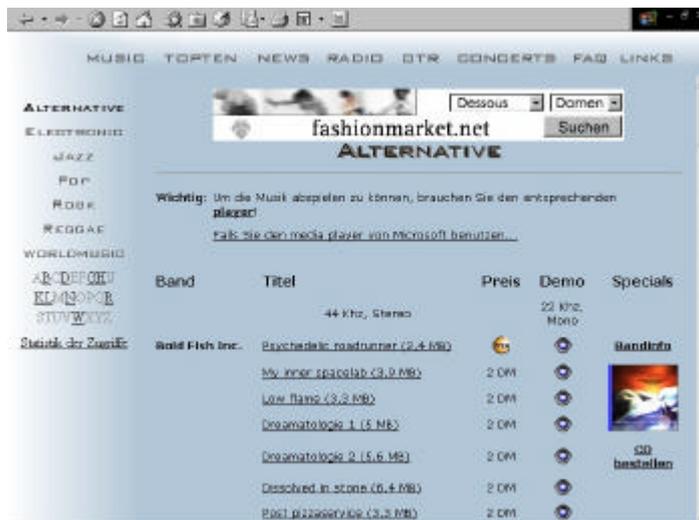


Abb. 14: Beispiel und Schema einer Webseite mit Frame oben und links

Die Funktionsweise derartiger Konstruktionen ist entsprechend komplex, da nicht nur gleichzeitig in zwei Dimensionen gearbeitet wird, sondern die meist links befindliche Partition den Detailbereich kontrolliert, während die auf der Vertikalen liegende sowohl das seitliche als auch das die eigentliche Information ausführende Areal dominiert. Wählt man also oben ein Angebot aus, ändert sich – sofern es sich nicht um die erste Seite handelt und die gewünschten Inhalte bereits visualisiert sind – zunächst einmal der gesamte untere Bereich, wobei der die Offerten realisierende Teil wiederum mit Hilfe des linken, sich bei jeder vertikalen Manipulation ebenfalls neu darstellenden Frame verändert werden kann.

Es liegt auf der Hand, daß sich eine so konzipierte Homepage für die organisierte Wiedergabe von vielschichtigen, aspektreichen Inhalten anbietet, etwa für die Darstellung eines größeren Unternehmens, das aus mehreren Abteilungen mit jeweils unterschiedlichen Aufgaben besteht.

Bei der in Abb. 14 visualisierten Webseite handelt es sich um die einer Musik vertreibenden Online-Firma, deren Inhaber durch die Wahl der gerade erläuterten Frame-Kombination offenbar haben absichern wollen, daß neben der Präsentation von Angeboten, die Klangbegeisterte sonst noch interessieren könnten, auch und vor allem die wohl stetig steigende Anzahl von unter Vertrag genommenen Bands, mitsamt deren vielleicht ebenfalls ständig wachsenden Repertoires, möglichst überschaubar und damit nicht zuletzt kundenfreundlich dargeboten bleibt.

Dem User, der sich nach wahrscheinlich gewohnheitsmäßiger horizontal-linearer Rezeption des generellen Angebots im oberen Frame z.B. für den dort (aber auch schon auf der eigentlichen Startseite) angeführten Begriff ‚Music‘ entschieden hat, eröffnet sich, sofern ihm nicht bereits die automatisch unten rechts als erste präsentierte Musikrichtung zusagt, zunächst die Möglichkeit, unten links das Genre seines Geschmacks auszuwählen. Danach kann er entweder gleich im großen Detail-Areal ein Lied anklicken (bzw. durch Scrollen ein anderes suchen) oder – und damit zeigt sich auch hier das Vorhandensein von Binnengliederung – an ebendieser Stelle durch nochmaliges stärker realitäts- bzw. praxisbezogenes Operieren im linken Feld, nämlich durch Manipulieren eines der unterstrichenen Lettern unterhalb der Liste mit den Gattungen, einen Interpreten mit dem entsprechenden Anfangsbuchstaben (sowie die von ihm vorhandenen Titel) zum Vorschein bringen.

Dieses Vorgehen hört sich nicht nur etwas umständlich an, sondern wird von vielen Usern auch so empfunden, da man wahrscheinlich wie beim herkömmlichen Lesen eher gewohnt ist, unter etwaiger Berücksichtigung eines vielleicht vorhandenen Inhaltsverzeichnisses von Seite zu Seite voranzugehen und nicht noch einmal innerhalb einer aufgeschlagenen Seite eine weitere zu öffnen. Übertragen auf Webseiten, bringt dieses einfachere Operieren den Vorteil mit sich, daß man sich neben den Navigationsoptionen im Hypertext selbst auch problemlos der Möglichkeiten des Browsers bedienen kann. Ist man hingegen sozusagen schon in die tieferen Sphären einer dreistufigen Konstruktion vorgedrungen und möchte plötzlich mit Hilfe des Back-Button auf die vorher besuchte Homepage zurückkehren, verwundert, ja verärgert es mitunter, daß man erst sämtliche innerhalb der so konzipierten Seite getätigten Aktionen – und

das sind bei „arglosem“ Surfen sehr schnell recht viele – rückgängig machen muß, bevor man wieder am gewünschten Punkt anlangt.

Seltsamerweise sind dennoch nicht wenige Homepages – zumindest dem Anschein nach – entsprechend diesem Schema aufgebaut. Dabei werden entweder nur zwei der vorhandenen Frames (nämlich die zur „schlichten“ Repräsentation von Auswahlmöglichkeiten und Detailbereich) wirklich gebraucht, oder es wird durch z.B. farbliche Absetzung und/oder Beigabe zusätzlicher grafischer Elemente der Eindruck von Partitionen oben und links vermittelt, obwohl eine nur einfache Seitenunterteilung oder eine vollkommen andere, d.h. eine der im folgenden noch vorzustellenden Konstruktionsweisen vorliegt.

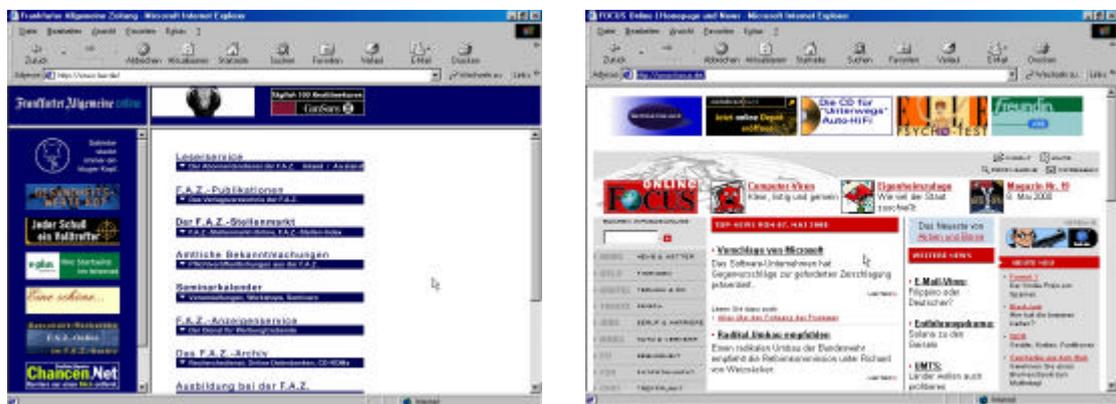


Abb. 15: Webseite mit „ungenutzten“ bzw. „fingierten“ Frames

Als Grund dafür kann man einerseits die Tatsache ansehen, daß man mit textuellen Ausführungen für gewöhnlich, wie man es aus den Printmedien kennt, eben nicht an der erstmöglichen Position beginnt, sondern zunächst einen Rand beläßt, dann den Namen der Institution bzw. eine Überschrift präsentiert, bevor man zu Einzelheiten kommt, die ihrerseits selbst bei einem zur Seite tendierenden Titel stets unterhalb desselben sozusagen (mehr oder weniger) en bloc plaziert werden.

Andererseits kann auf diese Weise dem Betrachter ein von der Struktur her allseits bekanntes traditionelles und damit oft auf Seriosität zielendes Erscheinungsbild geboten werden, dessen zur Gliederung bzw. zur Darstellung des eigentlichen Inhalts nicht benötigte Areale sich, wie etwa in Abb. 15 links zu sehen, hervorragend zur effektvollen Positionierung von Werbung z.B. weit im Blickfang-Bereich des Idealen eignen.

Eine Möglichkeit des frame-losen Webpage-Designs besteht in der Verwendung einer ganzseitigen Tabelle, deren Rahmenlinien für den Betrachter meist nicht sichtbar sind. Da die so entstehenden Zellen einer Seite am Computer beliebig geteilt und verbunden werden, sich die jeweiligen Proportionen der Tabelle aber gleichzeitig variierenden Bildschirmgrößen anpassen können, sind die in einem solchen Gitter verteilten Informationseinheiten relativ frei platzierbar und behalten dennoch die ihnen zugedachte Lage sowie ihr lokales Verhältnis zu den übrigen Teilen der Komposition bei.

Im Gegensatz zu den Arealen einer Frame-Struktur sind die mit Hilfe einer Tabelle geschaffenen Partitionen aus navigationstechnischer Sicht (meist) untereinander gleichberechtigt. Nichtsdestoweniger können sie ohne weiteres auch innerhalb von Frames eingesetzt werden und unterliegen dann den oben erläuterten einschlägigen Gesetzen.

Häufiger findet man den tabellarischen Aufbau jedoch auf „einfachen“ Seiten, die durch die Gittertechnik jedoch trotzdem eine oft deutliche optische Gliederung aufweisen. Aus diesem Grund wird diese Art der Gestaltung insbesondere dort vorgezogen, wo es eine Vielzahl von kurzen Informationen, meist in Form von sich öfter einmal ändernden Links, zu verwalten gilt, die nicht selten zu vollkommen neuen, schlecht in einem Frame darstellbaren Seiten führen. Durch die schlichte Struktur können zudem relativ problemlos Modifikationen an der Seite vorgenommen werden, ohne daß man Gefahr läuft, eine Partitionshierarchie oder das Layout, das womöglich stets wiedererkennbar und übersichtlich gestaltet sein soll, in Mitleidenschaft zu ziehen. Damit empfiehlt sich dieses Web-Design vor allem für Suchmaschinen, Presseseiten oder Online-Enzyklopä-dien.

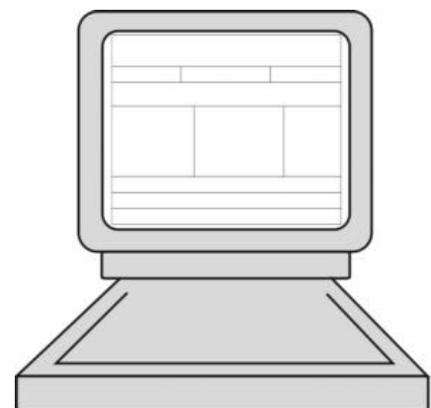


Abb. 16: Webseite auf der Basis einer Tabelle

Abb. 16 zeigt die Startseite einer bekannten Suchmaschine. Deutlich ist eine an der zentralen Vertikalen ausgerichtete, schon aufgrund des den einzelnen Kompositionsteilen eingeräumten Platzes hierarchisch wirkende Gliederung von oben nach unten zu erkennen. Ganz oben in der Mitte befindet sich, durch Größe und Farbe am stärksten hervortretend, das Firmenlogo, flankiert von je zwei Buttons<sup>257</sup> mit Hyperlinks zu den wichtigsten, da neben der Suchfunktion wohl am häufigsten genutzten zusätzlichen Dienstleistungen wie kostenloses Mailen oder Benutzerhilfe.

Auf der Ebene darunter ist in der Mitte ein sog. Werbebanner platziert, links und rechts (mit etwas Abstand) je ein Link – anders als zuvor nicht grafisch untermalt – zu weiteren Service-Angeboten. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um zu jener Zeit relativ neue Optionen, auf die durch besonderen Freiraum, die Wahl größerer Lettern, die Beigabe kurzer flotter Kommentare bzw. Erläuterungen, vor allem aber durch Positionierung auf der Höhe der Werbung und Präsentation zusammen mit derselben besonders hingewiesen wird.

Nach der nun folgenden, durch ihre Einzeiligkeit und Eingengtheit fast schon unscheinbar wirkenden, eigentlich jedoch wesentlichen Eingabemaske für Suchbegriffe zeigt sich erneut, ähnlich wie gerade beschrieben, Werbung in eigener Sache<sup>258</sup>, dann in zwei (vom Schriftbild her) kleinen, zentriert-horizontalen Reihen eine mehr oder weniger ungeordnete Liste mit zusätzlichen, z.T. aber weiter oben bereits angeführten Diensten und Angeboten.

Eine (bei nicht allzu großen Monitoren) fast auf der Bildschirmmitte liegende horizontale Linie trennt nun all dies von den drei sich unten anschließenden längeren Spalten ab, von denen die linke und die mittlere die „großgedruckten“, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Suchkategorien (z.B. Bildung & Ausbildung, Sport & Freizeit) enthalten, während die rechte in kleinen Buchstaben die passenderweise im ‚New‘ liegenden aktuellen Pressemeldungen präsentiert.

Es ist schwer abzuschätzen, wie sich bei einer solchen Seite das Blick- bzw. Leseverhalten eines Rezipienten ausnehmen könnte, nicht zuletzt deshalb, weil es sich um eine der am häufigsten besuchten Webpages überhaupt handelt, deren sich bis auf die Werbung und die Schlagzeilen kaum änderndes Erscheinungsbild die immer wiederkehrenden User mehr als zur Genüge kennen. Man darf annehmen, daß der durchschnittliche Besucher im Prinzip stets weiß, von was genau er Gebrauch machen möchte, und entsprechend zielstrebig zur Begriffseingabe

schreitet, daß er aber vielleicht weniger häufig die unter den Kategorien und deren weiteren Differenzierungen aufgelisteten, mit Hyperlinks versehenen Webseitentitel nach "Brauchbarem" bzw. Interessantem durchforstet. Die Betreiber der Seite scheinen sich dessen auch durchaus bewußt zu sein, da anders das „Einklemmen“ der Suchfunktion in den Werbebereich kaum zu erklären ist.

Blickt der User nun in Richtung Eingabemaske, sei es aus Gewohnheit, wegen ihrer Position in Augenhöhe oder vielleicht gar kraft des Hervortretens der Suchfunktion als (relativ) leerer Raum, schaut er nicht nur mitten auf eine „Plakatwand“, sondern gleichzeitig in das Zentrum des durch die erwähnte Linie deutlich abgetrennten Idealen. Daß hier die angeführten Offerten zu finden sind, hat einerseits natürlich werbestrategische Gründe, andererseits seine Ursache darin, daß diese (noch) allgemeinere, kondensiertere Inhalte anbieten. Letztlich trifft dies auch auf die Suchfunktion selbst zu, da sie eben schneller, direkter und eben meist nicht an Kategorien gebunden zum Ziel führt.

Eine im Vergleich zu dem Rückgriff auf eine Tabelle vollkommen neue, äußerst vielseitige Gestaltungsweise besteht in der Verwendung der sog. Layer-Technik. Sie wie bei den vorausgehenden Beispielen mit einem zweidimensionalen Schema zu erfassen ist fast unmöglich. Um sich ihr Funktionieren dennoch zu vergegenwärtigen. Kann man z.B. mehrere an verschiedenen Stellen beschriftete Blätter übereinanderlegen und sich vorstellen, man besäße die Fähigkeit, durch die verschiedenen Seiten hindurch den jeweiligen Inhalt einer oder mehrerer „Schichten“ – vielleicht gar stufenweise oder abwechselnd - so sichtbar zu machen, daß dennoch ein Teil der obersten oder auch einer anderen Seite erhalten und rezipierbar bleibt. Gerne darf man diese Imagination auch nach Belieben variieren, da die sich mit dieser innovativen Vorgehensweise bietenden Möglichkeiten schier grenzenlos scheinen. Aus diesem Grund soll hier auch kein Paradebeispiel für Layer-Webseiten besprochen werden – ein solches existiert wohl kaum -, da sich mit dieser Technik sowohl alle bisher angeführten Gestaltungstypen sozusagen auf bessere Weise imitieren als auch vollkommen neuartige, bisweilen schlicht aufgrund der hier vorzustellenden Machart hervortretende Kompositionen realisieren lassen.

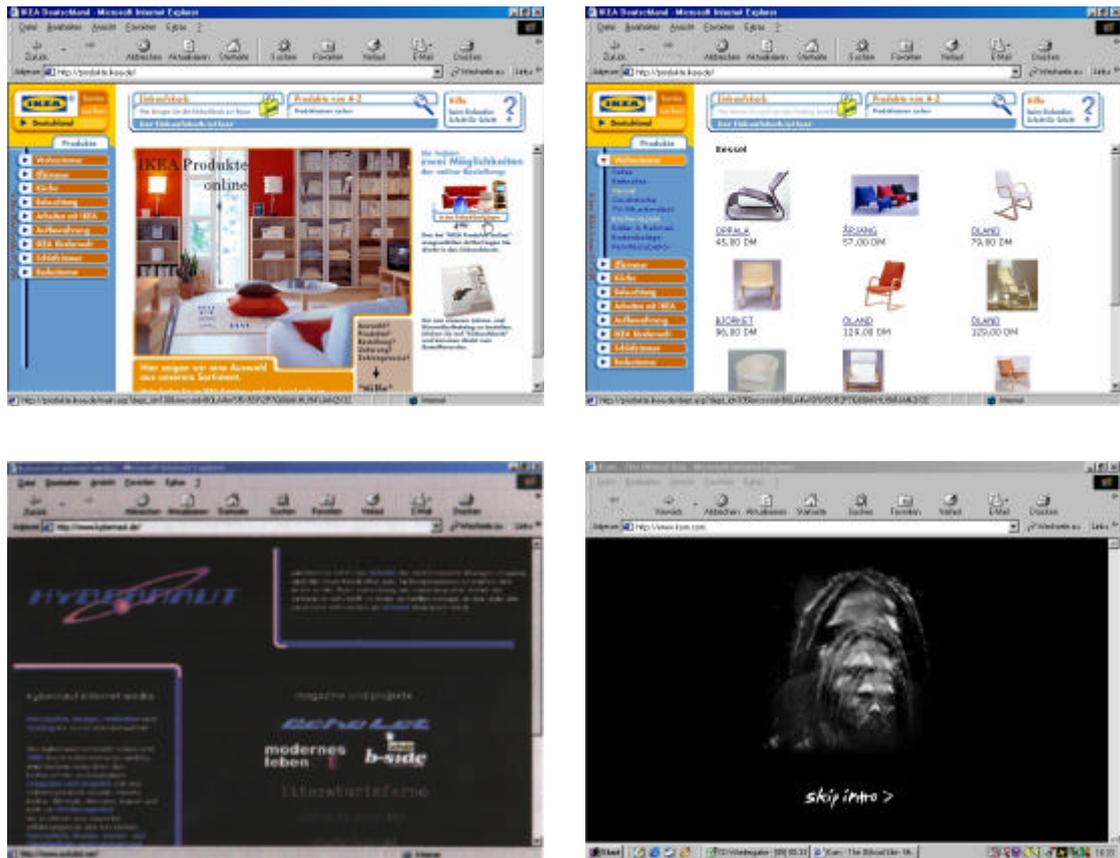


Abb. 17: Webseiten auf Layer-Basis

Abb. 17 visualisiert eine kleine Auswahl an auf Layer-Basis erstellten Homepages und enthält – wie man meinen möchte – frame-artige Strukturen ebenso wie eine scheinbar einfach aufgebaute Startseite. Doch während sich hier vermeintliche Partitionen vollkommen frei und ungewöhnlich positioniert zeigen und sich dort nach Anklicken eines Inhaltsangebots an gleicher Stelle erst einmal eine Auswahl weiterer Offerten in Form einer thematisch eingrenzenden Untergliederung bietet, entpuppt sich die "schlichte" Präsentation sozusagen als „Diashow“, bei der die für kurze Zeit aus dem „Nichts“ hervortretenden Bilder bei ihrem graduellen Wiederverblenden durch das beginnende Erscheinen des jeweils nachfolgenden „Fotos“ durchdrungen werden. Mit solchen Beispielen zeigen sich jedoch nicht nur z.T. zukunftsweisende Übergänge zu Hypermedia, sondern auch visuelle Strukturen, die mitunter so schwer in Worte zu fassen sind, daß man sich eigentlich schon selbst Hyper- bzw. Multimedia bedienen müßte, wollte man sie hinreichend erfassen und zu Zwecken der semiotischen Analyse darstellen. Deshalb muß die vorliegende Untersuchung (nicht zuletzt in Ermangelung technischer Möglichkeiten) an dieser Stelle enden –

jedoch nicht ohne der Hoffnung Ausdruck verliehen zu haben, daß vielleicht doch auch jenes gerade für die zeichentheoretisch Interessierten relevante, fundamentale Charakteristikum computergebundener Kommunikation deutlich geworden ist: „[It] is a universe of opportunities for semiosis to occur. [...] It is a semiotician’s heaven.“<sup>259</sup>

## 5. Resümee und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit ging es um den Versuch, eine Reihe von Aspekten computergebundener Kommunikation mit Hilfe verschiedener zeichentheoretischer Ansätze zu beschreiben und zu erklären. Dabei hat sich die Anwendung neuerer, insbesondere soziosemiotischer Überlegungen auf ganzheitliche Strukturen als nützlich erwiesen, während sich einzelne Phänomene besser und/bzw. exakter durch die umfassende Zeichenklassifikation von Peirce haben erfassen lassen. Beide galt es im Rahmen der Darstellung semiotischer Grundlagen und Schwerpunkte knapp, dennoch mitunter kritisch, vor allem aber in ausreichender Ausführlichkeit vorzustellen, um einerseits das inzwischen anscheinend üblich gewordene unbegründete Herauslösen von wenigen Aspekten aus dem dadurch verdunkelten theoretischen Kontext nicht weiter Schule machen zu lassen. Andererseits konnte nach der dem Kern nach weitgehend vollständigen Präsentation der ausgewählten semiotischen Beiträge demonstriert werden, welche Bereiche bei einer etwaigen Anwendung auf den Informationsaustausch via Internet eigene Untersuchungen fordern und daß sich ihre Auslassung in der vorliegenden Arbeit aus ebendiesem und weiteren, gleichfalls angeführten Gründen legitimieren lassen.

Im Anwendungsteil hat sich gezeigt, daß die Zeichenverwendung bei computergebundener Kommunikation als z.T. zutiefst regelgeleitet bzw. als zahlreichen Konventionen und vor allem dem Pragmatischen verpflichtet angesehen werden muß und sich mitunter deutlich an dem orientiert, was bei der Nutzung anderer, „herkömmlicher“ Medien üblich ist. Daher stellt manch einschlägiges Phänomen wie etwa der Hypertext kein neuartiges, überraschendes, am Ende gar als Neuentdeckung zu feierndes Unikum dar, sondern eine medienspezifisch individuelle Umsetzung, wenn nicht technisch schlicht möglich gewordene Weiterentwicklung bereits gängiger Strukturen.

Gleichzeitig ist jedoch auch deutlich geworden, daß eine allzu leichtfertige Annahme von

Parallelen zu bereits Bekanntem zu kaum haltbaren Vergleichen und Übergeneralisierungen, ja sogar zu Fehlannahmen geführt hat, die insbesondere die kommunikationstheoretische Einschätzung der sich durch das Internet bietenden Möglichkeiten des Informationsaustauschs betreffen. In dieser Hinsicht scheint es üblich geworden zu sein, Aussagen aus früheren Untersuchungen immer wieder unbesehen zu übernehmen, ohne das von allen überall und ständig Wiederholte einmal aus offensichtlichem, da sich durch schlichtes Beobachten der (eigenen) alltäglichen Nutzung des Mediums ergebenden Grund in Frage zu stellen.

Wenn dergleichen ebenfalls hinsichtlich der Einschätzung und Etikettierung von im einschlägigen Kontext vorkommenden Einzelzeichen zu bemängeln wäre, dürfte sich der traditionell-semiotisch Interessierte jedoch geradezu glücklich schätzen, da hier neben gleichermaßen fragwürdigen Charakterisierungsversuchen und zu kurz geratenen Schlüssen – sofern überhaupt vorhanden – nicht selten ein z.T. gar unbewußtes fahrlässiges Bemühen semiotischen Vokabulars zu beklagen ist. Dabei erkennen die Autoren (bereits) bei Einzelphänomenen wie den Emoticons in erster Linie nur eine Darstellungs- und Abbildungsfunktion, wodurch der Aspekt des (wie auch immer gearteten) Ikonischen über Gebühr hervorgehoben wird und am Ende womöglich seine simplifiziert-übertriebene Annahme als bei allen Internet-Diensten am häufigsten vorkommende Art des Zeichenhaften zu befürchten steht. Zwar stellt insbesondere im Web, in dem Pikturales mittlerweile zur Selbstverständlichkeit, wenn nicht zum Charakteristikum geworden ist, das abbildende Signum zweifelsohne ein ausgesprochen oft vorkommendes Zeichen dar - von diagrammatischer Ikonizität war (wenn im Zusammenhang mit computergebundener Kommunikation vielleicht auch nur) in der vorliegenden Arbeit ebenfalls mehrfach die Rede -, doch kann man sich angesichts des oben kritisch Angemerkten kaum des Eindrucks erwehren, daß manche mit „dem Internet“ beschäftigten Interpreten aufgrund bzw. passend zu einer etwaig vorhandenen Technikphobie erstaunt und von der Flut der optischen Eindrücke schlicht überwältigt vor ihren Rechnern sitzen und sozusagen in einer Art subjektiver Überforderung, die an die Tage des eigenen Einstiegs in die „neue Welt“ gemahnt, eher dem zu Untersuchenden ausgeliefert sind, als daß sie, wie man erwarten könnte, souverän mit dem Gegenstand des Interesses umgehen.

Andere scheinen sich mit dem bloßen Beobachten kommunikativer Vorgänge zu begnügen, ohne über längere Zeit hinweg oder überhaupt einmal in die Rolle des gemeinen Users zu schlüpfen – bei der Untersuchung von gesprochener Sprache z.B. wäre dergleichen undenkbar –, obwohl gerade dies nicht selten erst zu einer kontextspezifisch-korrekten Interpretation

der Funktion und Bedeutung von einschlägigen semiotischen Einheiten führt.

Nicht anders ist zu erklären, daß man den vornehmlich dicentisch indexikalischen Charakter vieler zur Kommunikation per Rechner und Netz verwendeter Zeichen – seien sie auf den ersten Blick auch noch so ikonisch – kaum, um nicht zu sagen: (noch) gar nicht erkannt hat. Doch gerade die am meisten hervorstechenden, für die vorliegende Form des Informationsaustauschs so typischen Zeichenphänomene wollen nicht (bloß) unterhalten, belustigen oder durch Nachahmen von Realität o.ä. einem ästhetisch oder sonstwie gearteten Empfinden genügen. Vielmehr weisen sie, oft auf der Basis des Abbildenden bzw. durch Analogien evozierenden diagrammatischen Ikonismus, auf besondere z.B. metakommunikative Mitteilungen hin, die es bezüglich des eigenen Verhaltens und Reagierens zu berücksichtigen gilt, oder auf Informationsangebote, die durch mehr oder weniger gerichtetes selektives Anklicken dieses oder jenes Link wahrgenommen werden können und weiter und weiter immer mehr von dem wegführen, was gerade von Interesse sein könnte. Kurzum: Die Charakteristika computergebundener Kommunikation zielen nicht (so sehr) auf Semiose im Sinne des „schlichten“ mentalen Eindrucks, sondern auf eine Zeichenwirkung in Form von Handlung und Determinierung von Aktionspotentialen. Da jede andere dem – zu welchem Grad auch immer – entgegengesetzte Haltung bzw. Einschätzung auf einen geradezu hilflosen, wenn nicht fehlgeleiteten Umgang mit dem neuen Medium und/oder auf mangelnde Berücksichtigung, vielleicht auch Kenntnis seiner grundsätzlichen Funktionsweise schließen läßt, ist es dem Verfasser der vorliegenden Arbeit nicht zuletzt ein Anliegen gewesen, auch einen Einblick in jenen „weniger geisteswissenschaftlichen“ Bereich zu geben.

Die Einbeziehung solch einschlägiger Aspekte trägt jedoch nicht nur zur korrekten und umfassenden zeichen- und kommunikationswissenschaftlichen Analyse des hier zur Diskussion stehenden Untersuchungsgegenstandes bei. Sie gibt auch Aufschluß über unsere Gesellschaft, ihr kommunikatives Verhalten und ihre diesbezügliche Entwicklung im Rahmen des offenbar immer rasanter werdenden technischen Fortschritts.

Ihr Umgang mit den neuen Möglichkeiten des Austauschs von Botschaften stellt zu einer Zeit, in der ein jeder Begriffe wie ‘IT’ und ‘Globalisierung’ im Munde führt, eine lohnende Aufgabe dar, die sich, als ganzheitliches Verfahren gestaltet, insofern besonders reizvoll ausnimmt, als sie durch das Arbeiten vor vielen verschiedenen, Disziplinen übergreifenden Hintergründen alle denkbaren Ursachen für bestimmte für die Medien charakteristische Zustände, Tatsachen und Handlungstendenzen anführen kann.

Eine so ausgerichtete Herangehensweise feiert nicht einfach die Entdeckung vermeintlicher Kuriosa oder irgendwelche „neuen“ Freiheiten und Chancen. Ebenso wenig klammert sie sich aus Furcht vor etwaiger Erklärungsnot oder vor der womöglich mit bedeutendem zusätzlichem Aufwand verbundenen Auseinandersetzung mit Fachfremdem an die altbekannten Gefilde, Instrumente und Methoden. Vielmehr weiß sie sowohl um computergebundene Kommunikation als unerschöpfliche Quelle nichtsdestotrotz traditionell beschreib- und erklärbarer Zeichen und Zeichenprozesse als auch um die damit in Zusammenhang stehenden Eigenheiten jenes riesigen dezentralen Netzes, das ursprünglich ganz und gar nicht zum großangelegten inner- und interkulturellen Informationsaustausch oder gar zum Zusammenrücken der Welt gedacht war. All dies und manches mehr gilt es zu berücksichtigen und zu einem erhellenden, erklärungsfreudigen Ganzen zusammenzufügen. In diesem Sinne darf die vorliegende Arbeit gerne selbst als kleines, vielleicht ein wenig richtungsweisendes Zeichen gelesen werden. :o)

## Anmerkungen

Um auf den Einzelseiten genügend Platz für sowohl Text als auch Grafik zu belassen und vor allem aus dem Anliegen heraus, daß die vorliegende Arbeit ohne Abschweifen zu den Fußnoten linear gelesen wird, ist stattdessen auf Anmerkungen zurückgegriffen worden.

---

<sup>1</sup> Vgl. Weisgerber 2000 bzw. Münz 1998

<sup>2</sup> Dergleichen ist bereits 1985 von Bentele und Hess-Lüttich für den einschlägigen Kontext der Mediensemiotik gefordert worden, scheint jedoch kaum auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Lenke und Schmitz (1995:117) beklagen daher womöglich zu Recht die „Technikfeindlichkeit“ der Geistes- und Sozialwissenschaften als etwaigen Grund für die dort seinerzeit nur zögerlich stattfindende Auseinandersetzung mit dem „Phänomen [...] ‚Internet‘“. Kann man inzwischen auch nicht mehr von einer zu geringen Zahl einschlägiger Beiträge sprechen, so verliert der Vorwurf angesichts der in der vorliegenden Arbeit kritisierten Fehlleistungen doch immer noch kaum an Aktualität. Um so unverständlicher erscheint da der im gleichen Artikel gerade einmal drei Abschnitte später formulierte Vorschlag der letztgenannten Autoren, den technischen Gesichtspunkt einfach zu „ignorieren“ (ebd. 118).

<sup>3</sup> Vgl. Kukulies 1995

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Lenke & Schmitz 1995:117

<sup>5</sup> Noch exakter wäre natürlich ein Terminus gewesen, der die Abhängigkeit vom Zugang zu einem internetfähigen, einem an der Vernetzung teilnehmenden Computer unterstreicht. Doch soll hier der Wunsch nach deutlicher Differenzierung nicht zu sprachlichen Kunstgriffen und zu einem endlosen, letztlich womöglich nicht sehr ergiebigen Hin- und Herüberlegen hinsichtlich der Richtigkeit und Brauchbarkeit der Terminologie führen. Außerdem wird man sich aufgrund des technischen Fortschritts, der mittlerweile schon den Zugang zum Internet via Handy ermöglicht und den via TV und Haushaltsgeräten in Aussicht stellt, in Zukunft vielleicht noch ganz andere Termini suchen müssen, sofern man sich nicht gewahr ist, daß die Nutzung der Dienste der Vernetzung letztendlich immer auf dem Vorhandensein eines Rechners basiert, sei dieser in die genannten Apparate integriert oder sonstwie mit der wo auch immer befindlichen Benutzeroberfläche verbunden.

<sup>6</sup> Vgl. auch Nöth 2000:235

<sup>7</sup> Vgl. Schütz 1995:112

<sup>8</sup> Tiedge o.J.:13

<sup>9</sup> Vgl. Codognet o.J.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu Nöth 2000:235ff.

<sup>11</sup> Die unterschiedlichen terminologischen Auffassungen in medialen Zusammenhängen finden sich bereits bei Bentele & Hess-Lüttich 1985:passim.

<sup>12</sup> Vgl. auch Nöth 2000:236

<sup>13</sup> Vgl. Weisgerber 2000:4

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.:5

<sup>16</sup> Vgl. ebd. sowie Matytschak 1994:93, Döring 1997:306 und Wimmer o.J.

<sup>17</sup> Döring 1997:306

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Döring 1997:307

<sup>20</sup> Zimmermann 2000:B 17

<sup>21</sup> Partl 1997b – Es existieren natürlich auch andere Formate wie z.B. asp oder cgi, die jedoch vornehmlich anderen Zwecken als der bloßen Visualisierung dienen.

<sup>22</sup> Vgl. auch Döring 1997:307, Partl 1997b sowie Matytschak 1994:101

<sup>23</sup> Lutz 1995:155

<sup>24</sup> „Die Grenzen zwischen Hypertext und Hypermedia sind fließend“ (ebd.). Während die einen unter ‚Hypertext‘ die ausschließlich textliche Visualisierung und unter ‚Hypermedia‘ alles von der grafischen Darstellung bis zum bewegten Bild und zu klanglichen Eindrücken subsumieren (vgl. ebd.), sehen andere ersteres zu letzterem dort erweitert, wo neben Text und Bild auch Akustisches und Animiertes (im weitesten Sinne, also etwa auch Filmisches) zum Einsatz kommt (vgl. Tergan 1997:124).

<sup>25</sup> Vgl. Lutz 1995:156f. - Sprachliche Einwürfe wie z.B. *à propos* und *übrigens* sind in diesem Zusammenhang ebenso zu nennen wie die in vielen Printtexten enthaltenen Inhaltsverzeichnisse, Literaturangaben, Querverweise oder Fußnoten (vgl. ebd.:157). Doch selbst wenn man von solchen Strukturen absieht, liegt immer

---

noch auf der Hand, daß „traditionelles“ Lesen nicht unbedingt linear erfolgt, da man in einem Handbuch z.B. normalerweise nur die situationsspezifisch relevanten Kapitel berücksichtigt oder etwa in Zeitschriften für gewöhnlich hin- und herblättert und je nach Lust und Laune hier und da innehält (vgl. auch Kress & van Leuwen 1996:218). Manche Hypertexte hingegen müssen vielleicht geradezu linear gelesen werden, da sie womöglich nur wenige Links enthalten, die im Gegensatz zum Text selbst vielleicht auch noch weniger interessant erscheinen. Insbesondere Hypertexte mit (geistes)wissenschaftlichem Inhalt weisen oft nur Links zum „Weiterblättern“ und/oder eine „Zurück“-Funktion zur Homepage auf, von der aus nicht unbedingt in die „unendlichen Weiten des Web“ gestartet werden kann.

<sup>26</sup> So etwa Tiedge o.J.:11 – Die Auffassung der Autorin vom Hypertext als „immaterielle[m] Bildschirmtext“ (ebd.) ist insofern nicht nachvollziehbar, als der den Text zeigende Bildschirm angefaßt werden kann, die elektrischen und Lichtwellenimpulse zudem durchaus physikalisch meßbar sind. Darüber hinaus hängt Text nicht von Materialität ab, da selbst traditionelle wie der vorliegende zwar, von außen betrachtet, aus Tinte und Papier bestehen, ihre Textlichkeit und Bedeutung aber erst durch die Verarbeitung durch den Leser zustandekommt.

<sup>27</sup> Vgl. ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Multimedia 1999:413

<sup>28</sup> Döring 1997:311

<sup>29</sup> Vgl. auch ebd. – Je nach verwendetem Mail-Programm (und sofern ein einschlägiges auch auf Empfängerseite vorliegt) ist auch eine html-Formatierung und damit auch das Einschließen von Grafischem oder eine Veränderung des Schriftbildes möglich, eine Tatsache, die Hau (1997:73) fälschlicherweise (noch?) kategorisch verneint – sofern der Autor wirklich E-Mail meint (s. auch folgende Anmerkung).

<sup>30</sup> Für diesen Hinweis und einschlägige Erklärungen sei an dieser Stelle J. Dorchain und den vielen anderen Usern gedankt, die auf die in de.newusers.questions gestellte Anfrage hinsichtlich Unterschied und Funktionsweise der Protokolle geantwortet haben

<sup>31</sup> Döring 1997:312

<sup>32</sup> Vgl. Weisgerber 2000:8

<sup>33</sup> Vgl. Döring 1997:312

<sup>34</sup> Sieht man einmal von den rein technischen Aspekten ab, die den Inhalt von Netiquetten bisweilen zu einem beträchtlichen Teil ausmachen (vgl. etwa <http://songweaver/netiquette.html>, nicht zuletzt als Beispiel für wieder eine andere Netiquette), läßt sich das Reden von der Netiquette vielleicht dahingehend legitimieren, daß etwa ganz allgemein Höflichkeit und Rücksicht sicher als gemeinsamer Nenner aller einschlägigen Empfehlungen angesehen werden können. Allerdings stellt sich dann die Frage, weshalb nicht explizit eben von Höflichkeit an sich oder – für Linguisten – von der (unbewußten) Übertragung der Griceschen Konversationsmaximen gesprochen wird.

Geht es in der vorliegenden Arbeit übrigens um die Netiquette, ist die für Newgroups der \*de-Hierarchie Gültigkeitsanspruch erhebende - und nicht einmal dort von allen Beteiligten akzeptierte bzw. befolgte (vgl. Kirchwitz, 05.07.1997) – gemeint (s. Literaturangaben). Diese findet hier deshalb vornehmliche Berücksichtigung, weil die später in Auszügen analysierten Diskussionsbeiträge eben einer Newsgroup der entsprechenden Hierarchie – nämlich de.etc.sprache.deutsch – entnommen sind.

<sup>35</sup> Schütz (1995:112) z.B. spricht von „der Netiquette“ im Zusammenhang mit seinen Beobachtungen hinsichtlich des Inter Relay Chat, Hau (1997:65) generell von „Netiquette-Regeln“, in deren Geltungsbereich er die elektronische Post bisweilen miteinbezieht (vgl. ebd. 59f. im Vergleich zu 65ff.) - letzteres wohl nicht zuletzt deshalb, weil er News wie Chat seltsamerweise als Formen der E-Mail begreift (vgl. ebd. 53). Obwohl Hau u.a. eine sehr weitgefaßte „klassische Netiquette“ in seinen Anhang (ohne Seitenangaben) aufgenommen hat - es stellt sich die Frage, wie abgesichert wird, daß jeder durchschnittliche E-Mail-Schreiber das Dokument kennt -, verwendet er nicht zuletzt die in der vorangehenden Anmerkung bereits erwähnten Richtlinien der Newsgroups der de\*-Hierarchie, die explizit als nur diese betreffend ausgewiesen sind vgl. Kirchwitz, 05.07.1997).

Stöckl (1998) bemüht den Begriff „der Netikette [sic!]“ (80), wie es scheint, für sämtliche Dienste des Internet, einschließlich WWW (vgl. 82f.). Hinsichtlich der von ihm befürchteten (angeblichen) Netiquette-Verletzungen durch Werbung im Web ist jedoch überhaupt nicht nachvollziehbar, warum sich jemand, der mit seiner Homepage von sich aus freiwillig zumeist kostenlose Informationen bereitstellt, an irgendwelche Höflichkeitsformen halten sollte, haben doch diejenigen, die das Angebot tatsächlich wahrnehmen, am Ende überhaupt keinen Einfluß auf den Inhalt oder die Form der Darbietung. Vielmehr ist davon auszugehen, daß User das Vorhandensein von Werbung als Preis für unentgeltliche Dienstleistungen in Kauf nehmen und, wie Stöckl (1998:80) selbst schon annimmt, letztendlich ohnehin wohl meist ignorieren. Man mag nun dem Verfasser der vorliegenden Arbeit einen Hang zu Polemik nachsagen, doch dürfte gerade der zuletzt angeführte Fall die dringende Notwendigkeit zeigen, sich vielleicht etwas stärker mit dem zu besprechenden Medium selbst auseinanderzusetzen, statt, wie laut Stöckls Literaturangabe geschehen, einschlägige Infor-

---

mationen aus Tagungs-Handouts oder ähnlichem zu beziehen.

<sup>36</sup> Döring 1997:314

<sup>37</sup> Programm mit grafischer Benutzeroberfläche zum Navigieren im Web, aber auch zum Versenden und Empfangen von Mails und News

<sup>38</sup> Abgesehen von der Verfügbarkeit bestimmter Sonderbefehle ist bei IRC nur ein Mitteilungsaustausch mit Hilfe von Text möglich. In dieser Hinsicht besteht somit eine gewisse Parallele zu den meisten Newsgroups, in denen man ausschließlich unter Verwendung des ASCII (American Standard Code for Information Interchange)-Kodes, d.h. im Prinzip der mit der Computertastatur verfügbaren Zeichen kommunizieren kann. Irreführend sind in der einschlägigen Literatur Formulierungen wie „im ASCII-Code darstellbare Symbole“ (Feldweg et al. 1995:149), da sie zu Fehlannahmen hinsichtlich der Möglichkeiten der genannten Kodierung führen könnten. Gewisse Sonderzeichen sind im ASCII-Kode nämlich nicht etwa nicht realisierbar, sondern höchstens bei der Zuordnung von symbolischen Zahlen zu bestimmten Zeichen nicht berücksichtigt - daher auch die Erweiterungen des ASCII-Kodes (vgl. auch Münz 1998).

<sup>39</sup> Vgl. auch ebd. sowie Weisgerber 2000:10

<sup>40</sup> Weisgerber 2000:9

<sup>41</sup> Lenke & Schmitz 195:120

<sup>42</sup> Vgl. Kirchwitz 05.07.1997 & 18.12.1997

<sup>43</sup> Vgl. Weisgerber 2000:16ff.

<sup>44</sup> Vgl. ebd.:17

<sup>45</sup> Die zunächst umständlich erscheinende Organisation in Schichten hat ihren Sinn darin, daß man über vernetzte Rechner unterschiedlicher Hersteller und unter Benutzung unterschiedlicher Systeme mit jeweils eigenen Konventionen trotz der Differenzen in Hard- und Software miteinander kommunizieren kann. Um das „Durcheinander der einzelnen Hersteller nicht noch größer werden zu lassen, wurde 1978 »ein Referenzmodell für die Kommunikation offener Systeme« definiert“ (Zenk 1994:215). Dabei handelt es sich um das ISO/OSI (International Standardisation Organisation/Open Systems Interconnection)- bzw. das Sieben-Schichten-Modell, mit dem ein von allen einzuhaltender Standard für diese Form der Kommunikation festgelegt worden ist. Da dieses jedoch noch nicht abgeschlossen ist, stellt derzeit, sozusagen als Übergangslösung, das vielfach bewährte, an ISO/OSI angelehnte „TCP/IP die einzige definierte Architektur für herstellerübergreifende Datenkommunikation dar“ (ebd.:236).

Die verschiedenen Schichten des (jeweiligen) Modells, die im übrigen nicht alle verwendet werden müssen, wie schon die Tatsache zeigt, daß TCP/IP mit weniger als sieben Schichten auskommt, andererseits auch weiter aufgeteilt werden können, erfüllen jeweils bestimmte, eindeutig definierte Aufgaben, durch die das „komplexe Problem der Datenkommunikation [...] in kleinere[, überschaubare] Teilprobleme gegliedert“ (ebd.:217) wird. Dadurch daß die Schichten auch nicht für die Aufgaben der anderen Ebenen verantwortlich zeichnen, funktioniert die Methode auch dann, wenn sich in irgendeiner Schicht etwas ändern sollte oder Hardware ausgetauscht wird. Dementsprechend läuft beispielsweise das Mail-Programm auf einem Rechner auch noch nach einer etwaigen Modifikation in einer der unteren Ebenen und/oder nach dem Ersetzen eines Modems durch eine ISDN-Karte. – Für den Hinweis auf den zuletzt angeführten Aspekt (ansatzweise auch bei Matytschak 1994:95) sowie zahlreiche die computerwissenschaftliche Fachliteratur betreffende und diese z.T. ergänzende Erläuterungen sei an dieser Stelle herzlichst N. Ardet vom Institut für Informatik an der Freien Universität Berlin gedankt.

<sup>46</sup> Zenk 1994:237

<sup>47</sup> Ebd.:238

<sup>48</sup> Ebd.:237

<sup>49</sup> Ebd.:221

<sup>50</sup> Vgl. ebd.:222f.

<sup>51</sup> Vgl. ebd.:236ff. & 220ff.

<sup>52</sup> Vgl. ebd.:223

<sup>53</sup> Vgl. Matytschak 1994:95

<sup>54</sup> Angesichts des zuletzt angeführten Aspekts ist sicher die Frage nicht uninteressant, ob es sich bei einer in den Posteingang gelangten E-Mail tatsächlich noch um die von einem Sender geschickte Nachricht handelt oder um etwas, das man womöglich eher mit der Fotokopie eines handschriftlichen Briefes, einem angekommenen Fax oder einer digital aufgenommenen Nachricht auf einem Anrufbeantworter vergleichen möchte, ob also die Daten tatsächlich übertragen oder eher in Form eines Klons weitergegeben werden und das Original überhaupt nicht den eigenen Rechner verläßt. Immerhin werden bei vielen Browsern die verschickten Mails in speziell dafür vorgesehenen Ordnern abgelegt, und berücksichtigt man, daß beim Überspielen von Daten per FTP die Informationen zwar übertragen werden, auf dem sendenden Rechner aber erhalten bleiben bzw. beim WWW viele Clients gleichzeitig dieselben Daten von einem Server erfragen können,

---

spricht vieles für die letztgenannte Annahme. Da nun Computer aber die gleichen Informationen auch immer auf die gleiche Weise darstellen und weitergeben und somit Kopie und Original nicht zu unterscheiden sind (vgl. hierzu die Ausführungen zu signans = signatum), erscheinen die einschlägigen Überlegungen zunächst auch vollkommen irrelevant. Möchte man jedoch die Möglichkeiten der computergebundenen Kommunikation mit den traditionellen Medien vergleichen, E-Mails also etwa mit Briefen, ist der entsprechende Gedanke sicher nicht unwichtig.

<sup>55</sup> Es sei hier auf die Tatsache hingewiesen, daß ein Link nicht einmal zu einer bestimmten Stelle im WWW führen muß. Das Anklicken kann gleichermaßen ein Fenster zum Erscheinen bringen, in dem zum Speichern auf dem eigenen Computer aufgefordert wird oder aber eine E-Mail verfaßt werden kann. Hyperlinks als linearitätsaufhebendes Charakteristikum von Hypertexten zu bezeichnen muß bereits aus diesem Grund fragwürdig erscheinen, da sich die Aufforderung zum Speichern oder der Vorschlag, eine E-Mail zu schreiben, ebensogut in einem gedruckten Text befinden könnte. Lediglich die Tatsache, daß dergleichen an Ort und Stelle auch ermöglicht bzw. der notwendige Prozeß gleich eingeleitet wird, stellt eine Besonderheit von Links in Hypertexten dar.

<sup>56</sup> Seifert 1988:16

<sup>57</sup> Vgl. Pape 1986:9

<sup>58</sup> Nöth 1985:1. Ähnlich auch ders. 2000:XI

<sup>59</sup> Zeitschrift für Semiotik zit. nach Nöth 1985:2

<sup>60</sup> Nöth ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ders. 1985:2

<sup>62</sup> Vgl. ders. 2000:XI

<sup>63</sup> Vgl. ders. 1985:4ff. & 2000:36ff.

<sup>64</sup> Vgl. ders. 1985:10ff.

<sup>65</sup> Vgl. ders. 2000:71ff.

<sup>66</sup> Vgl. ebd.:77

<sup>67</sup> Vgl. ebd.:73 & 338

<sup>68</sup> Vgl. ebd.:336ff.

<sup>69</sup> Vgl. ebd.:75f.

<sup>70</sup> Vgl. ders. 1985:33f.

<sup>71</sup> Ebd.:35

<sup>72</sup> Vgl. ders. 2000:61f.

<sup>73</sup> Ders. 1985:35

<sup>74</sup> Ebd.:35

<sup>75</sup> Ebd.:36

<sup>76</sup> Ders. 2000:61

<sup>77</sup> Vgl. ders. 1985:35f. & 2000:61

<sup>78</sup> Vgl. ders. 2000:61; vgl. dazu auch ebd.:66

<sup>79</sup> Peirce zit. nach Nöth 1985:36

<sup>80</sup> Nöth 2000:62

<sup>81</sup> Vgl. ebd.:63 & ders. 1985:36f.

<sup>82</sup> Peirce zit. nach Nöth 1985:37

<sup>83</sup> Vgl. Nöth 1985:37 & 2000:63

<sup>84</sup> Vgl. ders. 1985:37

<sup>85</sup> Ders. 2000:63

<sup>86</sup> Ders. 1985:37

<sup>87</sup> Ebd.:38

<sup>88</sup> Vgl. ebd.:37f. & ders. 2000:63

<sup>89</sup> Ders. 1985:38

<sup>90</sup> Vgl. ebd.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Vgl. ebd.

<sup>93</sup> Peirce zit. nach Nöth 2000:65

<sup>94</sup> Vgl. Nöth 2000:65

<sup>95</sup> Ders. 1985:39; vgl. hierzu auch ders. 2000:66 und 193. Im Gegensatz zur früheren Auflage seines Handbuchs betont Nöth hier, daß diese (häufig zitierte) Definition des Ikons mit Hilfe des Begriffs der Ähnlichkeit auf einem für Peirce nur sekundären Kriterium beruht. Primär ist, daß das Ikon aufgrund eigener Merkmale auf das Objekt verweist.

<sup>96</sup> Peirce zit. nach Nöth 2000:185

- 
- <sup>97</sup> Vgl. Nöth 1985:39f. & 2000:185f.
- <sup>98</sup> Galt dieses Kriterium bei Nöth 1985:40 noch als ein eindeutiges, fehlt es in der Neuauflage des Handbuchs völlig und wird nicht zuletzt durch den dortigen Verweis auf ikonische wie indexikalische Anteile bei Symbolen stark relativiert (vgl. ders. 2000:178ff.).
- <sup>99</sup> Vgl. etwa Bentele & Bystrina 1978:24 oder eben Nöth 1985:40
- <sup>100</sup> Nöth 2000:179
- <sup>101</sup> Vgl. ebd.
- <sup>102</sup> Zur „Allgegenwärtigkeit des Symbolbegriffs“ vgl. Nöth 2000:178.
- <sup>103</sup> Vgl. Nöth 1985:40
- <sup>104</sup> Ders. 2000:66
- <sup>105</sup> Vgl. ebd.
- <sup>106</sup> Vgl. Nöth 2000:67 – Rein rechnerisch ergeben sich natürlich 27 Kombinationen. Bestimmte Verbindungen sind aber nicht möglich. So kann beispielsweise ein Qualizeichen nur ikonisch und rhematisch, ein Sinzeichen nicht zugleich ein Symbol und ein Index kein Argument sein (vgl. ebd. & ders. 1985:40).
- <sup>107</sup> Ders. 2000:67 – In Klammern stehen „die für die jeweiligen Zeichenklassen redundanten bzw. voraussetzenden Subzeichen“ (ebd.). Daher werden im folgenden, wenn von den betroffenen Zeichenklassen die Rede ist, die entsprechenden Attribute weggelassen.
- <sup>108</sup> Vgl. Nöth 2000:193
- <sup>109</sup> Vgl. ebd.
- <sup>110</sup> Vgl. ebd.
- <sup>111</sup> Vgl. ders. 1985:111
- <sup>112</sup> Vgl. ders. 2000:193
- <sup>113</sup> Vgl. ebd.:194
- <sup>114</sup> Vgl. ebd.
- <sup>115</sup> Ders. 1985:112
- <sup>116</sup> Vgl. ders. 2000:193
- <sup>117</sup> Vgl. ders. 1985:112
- <sup>118</sup> Ebd.:118
- <sup>119</sup> Ebd.:112
- <sup>120</sup> Ebd.
- <sup>121</sup> Vgl. ebd.
- <sup>122</sup> Vgl. ders. 2000:196
- <sup>123</sup> Vgl. ebd.:197
- <sup>124</sup> Vgl. ebd.
- <sup>125</sup> Vgl. ebd.:196
- <sup>126</sup> Vgl. ebd.
- <sup>127</sup> Vgl. ebd.:197
- <sup>128</sup> Vgl. ders. 1985:114
- <sup>129</sup> Siehe Nöth 1985:113f. im Vergleich zu 117f.
- <sup>130</sup> Vgl. ders. 2000:325
- <sup>131</sup> Vgl. Posner 1980:1
- <sup>132</sup> So das Vorgehen von Wescott 1971:416ff. – Vgl. auch Nöth 2000:340
- <sup>133</sup> Vgl. ebd.:193ff.
- <sup>134</sup> Vgl. hinsichtlich der genannten Aspekte und der Tatsache der Beschränkung ders. 1985:117f. – Die Ikonizität von Elementen der Taubstimmensprache sowie des Alphabets untersucht z.B. Wescott 1971:418ff, hinsichtlich der Schriftzeichen s. auch Givón 1985:193ff.
- <sup>135</sup> Vgl. ders. 2000:195f.
- <sup>136</sup> Ders. 1985:118
- <sup>137</sup> Ders. 2000:468 & passim
- <sup>138</sup> Ebd.
- <sup>139</sup> Ebd.:467
- <sup>140</sup> Ebd.:468
- <sup>141</sup> Vgl. ebd.:467f.
- <sup>142</sup> Ebd.:467
- <sup>143</sup> Ebd.
- <sup>144</sup> Ebd.:467f.
- <sup>145</sup> Pape 1986:17
- <sup>146</sup> Nöth 2000:42

- 
- <sup>147</sup> Vgl. ebd.
- <sup>148</sup> Halliday zit. nach Nöth 2000:328
- <sup>149</sup> Nöth 2000:42
- <sup>150</sup> Vgl. Kress & van Leeuwen 1996:13ff.
- <sup>151</sup> Vgl. ebd.:3f.
- <sup>152</sup> Vgl. z.B. Kress & van Leeuwen 1996:127ff. oder auch 170f.
- <sup>153</sup> Vgl. ebd.:40
- <sup>154</sup> Vgl. ebd.:2
- <sup>155</sup> Vgl. ebd.:5ff.
- <sup>156</sup> Vgl. ebd.
- <sup>157</sup> Vgl. ebd.:7
- <sup>158</sup> Ebd.:8
- <sup>159</sup> Vgl. ebd.
- <sup>160</sup> Vgl. ebd.:119ff.
- <sup>161</sup> Vgl. ebd.:120
- <sup>162</sup> Gänzlich bzw. weitgehend ausgeklammert bleiben die Kapitel zu dreidimensionalen Darstellungen (Skulpturen) und zur Materialität von Bildern, was sich aus der medialen Natur des hier zu behandelnden Gegenstandes erklärt. Beim Computerbildschirm kann Dreidimensionalität bekanntlich nur in substituierter Form nachempfunden werden, während es sich hinsichtlich der Materialität immer nur um das eine, nämlich das auf dem Monitor digital dargestellte Bild handelt.
- <sup>163</sup> Vgl. Kress & van Leeuwen 1996:43ff.
- <sup>164</sup> Vgl. ebd.:79ff.
- <sup>165</sup> Vgl. ebd.:119ff.
- <sup>166</sup> Vgl. ebd.:122ff.
- <sup>167</sup> Vgl. ebd.
- <sup>168</sup> Vgl. ebd.:130ff.
- <sup>169</sup> Vgl. ebd.:159f.
- <sup>170</sup> Vgl. ebd.:160ff.
- <sup>171</sup> Vgl. ebd.:159ff.
- <sup>172</sup> Vgl. ebd.:236 (wenn auch nicht in bezug auf computergebundene Kommunikation).
- <sup>173</sup> Die Vielzahl der genannten Optionen müßte zu Untersuchungszwecken bezüglich ihrer Intentionalität überprüft und jede einzelne bei einer Analyse berücksichtigt werden.
- <sup>174</sup> Vgl. Kress & van Leeuwen 1996:183
- <sup>175</sup> Vgl. ebd.
- <sup>176</sup> Vgl. ebd.:212
- <sup>177</sup> Vgl. ebd.:183
- <sup>178</sup> Vgl. ebd.:186ff.
- <sup>179</sup> Vgl. ebd.
- <sup>180</sup> Vgl. ebd.:193f.
- <sup>181</sup> Vgl. ebd.:203ff.
- <sup>182</sup> Ebd.:207
- <sup>183</sup> Vgl. ebd.:207ff.
- <sup>184</sup> Vgl. ebd.:212f.
- <sup>185</sup> Ebd.:213
- <sup>186</sup> Vgl. ebd.:212f.
- <sup>187</sup> Vgl. ebd.:214ff. & 193
- <sup>188</sup> Vgl. ebd.:218ff.
- <sup>189</sup> Ebd.:222
- <sup>190</sup> Ebd.:223
- <sup>191</sup> Vgl. Kirchwitz, 05.07.1997
- <sup>192</sup> Es müßte sicher das Einverständnis des jeweiligen Verfassers vorliegen, was bei einer Vielzahl von Texten unterschiedlicher Provenienz zu einem größeren Unterfangen geraten könnte, und/oder das Material durch Modifikation der je nach Fragestellung vielleicht nicht uninteressanten Mail-Adresse bzw. das Streichen von Passagen verfälscht werden.
- <sup>193</sup> Lenke & Schmitz 1995:125
- <sup>194</sup> Vgl. Schütz 1995:112
- <sup>195</sup> So schon ebd.
- <sup>196</sup> Vgl. Kirchwitz, 05.07.1997

- 
- <sup>197</sup> Vgl. etwa das unten folgende News-Beispiel 1.
- <sup>198</sup> Kirchwitz, 05.07.1997
- <sup>199</sup> Vgl. auch Schütz 1995:113
- <sup>200</sup> Vgl. Kirchwitz, 05.07.1997
- <sup>201</sup> Döring 1997:313
- <sup>202</sup> Dies z.B. durch das an deutschen Universitäten und Hochschulen übliche Muster für E-Mail-Adressen ‚name@(fachbereichs/fakultätskürzel.)hochschulart-stadt.de‘ wie in m.mustermann@phil.uni-sb.de.
- <sup>203</sup> Vgl. auch Kirchwitz 1997 und Tetzlaff 2000
- <sup>204</sup> Hau 1997:73
- <sup>205</sup> Zwar nicht explizit aus dem genannten Grund, aber in dieser Hinsicht gleichsam generalisiert bei Schütz 1995:114.
- <sup>206</sup> So bei Feldweg et al. (1995:149), die in diesem Zusammenhang anscheinend einen derart weiten, allgemeinen, wenn nicht gar alltagssprachlichen Symbolbegriff verwenden, daß er wohl als Synonym zu Zeichen in der Semiotik aufzufassen ist (vgl. hierzu auch Nöth 2000:178).
- <sup>207</sup> Schütz 1995:114
- <sup>208</sup> Sofern man das waagerechte Element als ursprünglichen Binde- und nicht als Gedankenstrich interpretiert.
- <sup>209</sup> Lenke & Schmitz 1995:122
- <sup>210</sup> Ebd.
- <sup>211</sup> Feldweg et al. 1995:149
- <sup>212</sup> Vgl. Lenke & Schmitz 1995:128
- <sup>213</sup> Vgl. Kirchwitz, 05.07.1997
- <sup>214</sup> Vgl. Tetzlaff 2000
- <sup>215</sup> Ebd.
- <sup>216</sup> Vgl. ebd.
- <sup>217</sup> Vgl. z..B. de.newusers.questions – Zu den dort vorkommenden Zurechtweisungen von Neulingen siehe Tetzlaff 2000.
- <sup>218</sup> Aus: Daniela Schallberger: „Re: Gender?“, 12.05.2000 - Zum besseren Verständnis muß angeführt werden, daß der Verfasser der zunächst folgenden, mit > gekennzeichneten Zeilen, auf den sich der eigentliche Beitrag der genannten Autorin bezieht, in einem vorangegangenen Artikel einem anderen Diskussionspartner zugestanden hat, im Sinne der Meinungsfreiheit auf der Gegenposition zu beharren und an der Rechtmäßigkeit feministischer Sprachkritik und der sich daraus ergebenden Forderungen zu zweifeln.
- <sup>219</sup> Aus: Wolfgang Schwanke: „Re: Gender?“, 13.05.2000
- <sup>220</sup> Vgl. Ehrich und Saile (1972:256f.), die direkte und nicht-direkte Sprechakte unterscheiden. Unter letztere fallen indirekte und implizite Sprechakte.
- <sup>221</sup> Nöth 2000:485
- <sup>222</sup> Vgl. Ehrich & Saile 1972:276f. – Eigentlich ist dort von „implikative[n] Propositionen“ die Rede, ein wohl etwas unglücklich gewählter Terminus, bedenkt man, daß selbst das von den Autoren angeführte Beispiel *Er ist ein feiner Kerl!* (im Sinne von: *Er ist eben kein feiner Kerl!*) keine vereinzelte Proposition, sondern eben einen kompletten Sprechakt verkörpert. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich daher entschlossen, den Begriff ‘implikativer Sprechakt’ zu verwenden.
- <sup>223</sup> Aus: Walter Koch: „Re: Umfrage: Emoticons/Kürzel“, 04.08.1998
- <sup>224</sup> Aus: ders.: „Re: Umfrage: Emoticons/Kürzel“, 07.08.1998
- <sup>225</sup> Aus: Dr. Peter Kittel: „Re: Umfrage: Emoticons/Kürzel“, 05.08.1998
- <sup>226</sup> Hau 1997:76
- <sup>227</sup> Vgl. Schütz 1995:114 (Chat) bzw. Hau 1997:80 (E-Mail) – Beide Autoren reden in diesem Zusammenhang von Akronymen, obwohl sich nur wenige der Abkürzungen (auch der von ihnen angeführten) tatsächlich wie Wörter lesen lassen.
- <sup>228</sup> Vgl. Feldweg et al. 1995:149f.
- <sup>229</sup> Aus: Dr. Peter Kittel: „Re: Umfrage: Emoticons/Kürzel“, 05.08.1998 - Die hier folgenden Abkürzungen bedeuten *by the way* (übrigens), *in my humble opinion* (meiner bescheidenen Meinung nach), *as far as I know* (soweit ich weiß).
- <sup>230</sup> Ähnlich bereits Schütz 1995:114. Der Autor gebraucht in diesem Zusammenhang jedoch die in der vorliegenden Arbeit bereits eingangs kritisierte Formulierung „im Internet“ (ebd.), meint wahrscheinlich aber das WWW. Dem Autor der vorliegenden Untersuchung jedenfalls sind, was etwa Newsgroups angeht, keine „Listen [bekannt], die mehrere hundert Emoticons enthalten“ (ebd.). Selbst per Web wird man Schwierigkeiten haben, solche Quantitäten unterschiedlicher Smileys aufzufinden. Eine relativ große Sammlung ist nichtsdestotrotz z.B. unter [www.webchat.de](http://www.webchat.de) vorhanden.

---

<sup>231</sup> So schon Lenke & Schmitz 1995:128 oder auch Hau 1997:73 - Eine Begründung, wie oben folgend, sucht man bei beiden jedoch vergebens.

<sup>232</sup> Aus: Roland Schmitt-Hartmann: „Re: Gender?“, 12.05.2000

<sup>233</sup> Vgl. ebd. und ders.: „Re: Gender?“, 15.05.2000 – Der Autor reagiert mit „Völker hört die Signale...“ auf die Hyperbel

> Sehe ich nicht so, gerade wenn's dazu schon 1000 Studien gibt und sich 10000  
> Stimmen erheben.

bzw. mit „Jehova, Jehova, Jehova“, einem auf eine getätigte Tabuäußerung hinweisenden Zitat aus der absurd-parodistischen Film-Komödie *Das Leben des Brian* (Monty Python), auf

> [...] Und wenn's unbedingt sein muß, kann ich

> auch 'schwarz' sagen: schwarz, schwarz, schwarz... ;-)

<sup>234</sup> Aus: ders.: „Re: Gender?“, 15.05.2000

<sup>235</sup> 1980:530f.

<sup>236</sup> Ähnlich bereits Döring 1997:313 - Die Kritik der Autorin fällt im Grunde ebenso aus, ist in erster Linie jedoch gegen die Sozialwissenschaften gerichtet, in denen offensichtlich die gleiche widrige Auffassung zutage getreten ist. Entsprechend wird ungleich stärker aus einer für jene Disziplin charakteristischen Perspektive argumentiert.

<sup>237</sup> Aus: Diedrich Ehlerding: „Re: Umfrage: Emoticons/Kürzel“, 02.08.1998

<sup>238</sup> Vgl. auch Lenke & Schmitz 1995:128f

<sup>239</sup> Vgl. Roland Schmitt-Hartmann: „Re: Gender?“, 12.05.2000

<sup>240</sup> Eine Ausnahme bildet natürlich die durch den Newsreader meist automatisch vorgenommene und durch > am linken Rand realisierte Kennzeichnung von Textpassagen, auf die in einem Re Bezug genommen wird. Bei den in diesem Zusammenhang Verwendung findenden spitzen Klammern handelt es sich um dicentisch indexikalische Legizeichen, deren Anzahl diagrammatisch ikonisch das „zeitliche“ Zurückliegen eines „Turns“ repräsentieren. Dabei steht > für den zuletzt geleisteten Beitrag, >> für den vorletzten usw.

<sup>241</sup> Vgl. auch Feldweg et al. 1995:147

<sup>242</sup> Vgl. dazu Tetzlaff 2000

<sup>243</sup> Ebd.

<sup>244</sup> Vgl. Haiman 1980:530

<sup>245</sup> Vgl. hinsichtlich Sanktionsmaßnahmen Tetzlaff 2000.

<sup>246</sup> In explizit gewünschter Abgrenzung vom Begriff 'Internet' und den übrigen Diensten bezeichnen Engagierte das Usenet gerne auch als Gemeinschaft statt als Netz. Tatsächlich haben einige Teile des Usenet aus technischer Sicht auch nichts mit dem Internet zu tun (vgl. Partl 1997a).

<sup>247</sup> 1998:101

<sup>248</sup> Ähnlich bereits Zimmermann 2000:B 17

<sup>249</sup> Vgl. ebd.

<sup>250</sup> Nöth 2000:481

<sup>251</sup> Ebd.:482

<sup>252</sup> Vgl. hinsichtlich des zuletzt genannten Aspekts auch Kress & van Leeuwen 1996:15 & 185.

<sup>253</sup> 2000:484f.

<sup>254</sup> Die Darstellung von Frames hat verschiedenen Browser-Versionen bis vor wenigen Jahren Schwierigkeiten bereitet, so daß alternative No-Frames-Versionen haben angeboten werden müssen. Inzwischen ist die Bildschirmunterteilung aber so weit etabliert, daß dergleichen anzuzeigen nur noch bei „veralteten“ Benutzeroberflächen mit Problemen verbunden ist.

<sup>255</sup> Es ließe sich hier auch argumentieren, daß die für die gemeinen Studierenden im Alltag eher interessanten Hinweise wie ‚Lehrveranstaltungen‘, ‚MitarbeiterInnen‘ oder die in der konkreten Situation des Surfens oft nicht unwichtige Rückführung zur Startseite (‘Home’) oben zu finden sind, die fernerliegenden und nur kontextuell relevanten Themenbereiche, z.B. die Prüfungsvoraussetzungen, unten. Damit wäre der eine oder andere Begriff jedoch an zweifelhafter Stelle positioniert, da für eine(n) in Sachen Germanistik noch nicht so weit gedrungene(n) stud. phil. die Forschungsschwerpunkte nach unten, die Studiengänge vielleicht eher nach oben gehören. Für User mit besonderer Liebe zum Fach oder etwa Kollegen von anderen Universitäten, die nach weniger Ausbildungs- bzw. Hochschulspezifischem (‚Veröffentlichungen, ‚Projekte‘) suchen, müßte die Verteilung aber womöglich wieder vollkommen anders aussehen. Daher soll dieser Gedanke hier nicht weiter verfolgt werden.

<sup>256</sup> Die entsprechenden Felder heben sich nicht nur farblich ab, sondern die in ihnen enthaltenen Stichwörter sind auch (im fototechnischen Sinn) negativ visualisiert. Kress und van Leeuwen schreiben einer solchen invertierten Darstellung unter Einbeziehung der inhaltlichen Mitteilung des so erscheinenden sprachlichen Textes die Bedeutung „not the world of the reader, but a world unreachable for the reader“ (1996:215f.) zu., wodurch die hier nun folgende These der Repräsentation von ‚normalerweise nicht in bzw. zu einer Zeitung

---

Gehörendem‘ gestützt wird. Tatsächlich weisen die schwarz gefärbten Felder auf Optionen hin, die für den gewöhnlichen Nutzer von Printmedien relativ exzeptionell sind – etwa die Verfügbarkeit einer englischen Ausgabe oder die Adresse des Webmasters – oder in den meisten Fällen eben wirklich nicht zu seiner Welt gehören, sondern zu der der Journalisten und (Online-)Redakteure, in die hier Einblick genommen werden darf (,wir über uns‘), an die man sich aber nichtsdestotrotz auch wenden kann (,Kontakt‘). Daß ,dpa-news‘ und ,Anzeigen‘ ebenfalls invertiert, jedoch mit anderen Farben, nämlich blau und rot, unterlegt sind, liegt möglicherweise daran, daß sie aus irgendeinem Grund – vielleicht existiert ein entsprechender Kooperationsvertrag zwischen dpa und ,Frankfurter Rundschau‘, vielleicht sind die Anzeigen kostenpflichtig oder von sonstiger (ökonomischer) Bedeutung – haben besonders hervorgehoben werden müssen. Außerdem repräsentieren sie Mischformen, deren Angebot sowohl einem schwarzen als auch einem weißen Feld zugeordnet werden könnte. Da dpa nämlich als autonomes Unternehmen mit eigener Zielsetzung und eigener Homepage gewissermaßen sowohl für den gemeinen Zeitungsleser als auch – freilich mit geringerer Intensität – für die ,Frankfurter Rundschau‘ eine distante Organisation, obwohl beide Parteien sie natürlich (sehr gut) kennen und von ihr profitieren. Die Annoncen entstehen durch Zusammenarbeit zwischen Kunden und Zeitung, stellen also keine von der ,Rundschau‘ wirklich selbst erbrachte Leistung dar. Zudem weichen sie als Webversion dahingehend vom Gewohnten ab, daß sie meist an Ort und Stelle eingegeben und gleich am Computer per E-Mail beantwortet werden können.

<sup>257</sup> Buttons sind ein durchaus beliebtes Mittel zur grafischen Unterlegung von Hyperlinks. Ist ihr Abstraktionsgrad so gering wie im vorliegenden Fall, bietet sich natürlich zunächst eine traditionell-semiotische Interpretation als ikonische Sinzeichen an. Da sie aber weniger der Darstellung dienen, als vielmehr auf die wirkliche Analogie mit an Automaten befindlichen Steuerknöpfen zielen, sind sie wohl primär als dicentisch indexikalische Sinzeichen zu verstehen, die die mit den Links verbundenen Handlungsoptionen noch zusätzlich unterstreichen.

<sup>258</sup> Es sei hier darauf hingewiesen, daß Werbung in eigener Sache im WWW immer auch Werbung im herkömmlichen Sinne ist, da jeder von einem User wahrgenommene Link zu einer Seite mit einem oder mehreren neuen Werbebannern führen kann und die Anzahl der Besuche® den Preis einer Anzeige bzw. die ökonomische Qualität eines Sponsoring (mit)bestimmt. Manchmal sind derartige Service-Angebote auch an sich schon kostenpflichtig.

<sup>259</sup> Colon 1995

---

## Literaturangaben

### „Offline“

ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Multimedia: ARD/ZDF-Online-Studie 1999: Wird Online Alltagsmedium? In: Media Perspektiven 8/99, 1999, S. 401 – 414.

Bentele, Günter; Bystrina, Ivan: Semiotik. Grundlagen und Probleme. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978.

Bentele, Günter; Hess-Lüttich, Ernest W.B.: Vorwort. In: Zeichengebrauch in Massenmedien. Zum Verhältnis von sprachlicher und nichtsprachlicher Information. Hörfunk, Film und Fernsehen. Hrsg. von Günter Bentele und Ernest W.B. Hess-Lüttich. Tübingen 1985, S. VII-XI.

Döring, Nicola: Lernen mit dem Internet. In: Information und Lernen mit Multimedia. Hrsg. von Ludwig J. Issing und Paul Klimsa. Weinheim 1997, S. 305-335.

Ehrich, Veronika; Saile, Günter: Über nicht-direkte Sprechakte, in: Linguistische Pragmatik. Hrsg. von Dieter Wunderlich. Frankfurt 1972, S. 255-287.

Feldweg, Helmut; Kibiger, Ralf; Thielen, Susanne: Zum Sprachgebrauch in deutschen Newsgruppen. In: OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Hrsg. von Ulrich Schmitz. Bd. 50, 1995, S. 143-154.

Foucault, Michel: Über die Freundschaft

Givón, Talmy: Iconicity, isomorphism and non-arbitrary coding in syntax. In: Iconicity in syntax. Hrsg. von John Haiman. Amsterdam, Philadelphia 1985, S. 187-219.

Gumm, Heinz-Peter; Sommer, Manfred: Einführung in die Informatik. Bonn; Paris; Reading, Mass. u.a. 1994.

Haiman, John: The Iconicity of grammar: Isomorphism and motivation. In: Language. 56/3, 1980, S. 515-540.

Hau, Thomas: Stilregeln. Ihre Bedeutung für die Kommunikation per E-Mail. Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Fachrichtung Germanistik der Universität des Saarlandes. Saarbrücken 1997.

Kress, Günter; van Leeuwen, Theo: reading images. The Grammar of Visual Design. London 1996.

- 
- Lenke, Nils; Schmitz, Peter: Geschwätz im ‚Globalen Dorf‘ - Kommunikation im Internet. In: OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Hrsg. von Ulrich Schmitz. Bd. 50, 1995, S.117-141.
- Lewandowski, Theodor: Linguistisches Wörterbuch. 3 Bände. Heidelberg, Wiesbaden 1994.
- Lutz, Benedikt: Hypertextlinguistik: Erfahrungen aus der Praxis - Anregungen für die linguistische Forschung. In: OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Hrsg. von Ulrich Schmitz. Bd. 50, 1995, S.155-163.
- Matytschak, Mirko: Grundlagen Internet: Schnellkurs über FTP, Gopher, Web und mehr. In: Microsoft System Journal, Nov./Dez. 1994, S. 93-106.
- Nöth, Winfried: Handbuch der Semiotik. Stuttgart 1985.
- Nöth, Winfried: Handbuch der Semiotik. 2., vollständig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar 2000.
- Pape, Helmut: Einführung. In: Peirce, Charles Sanders: Semiotische Schriften. Hrsg. und übers. von Christian Kloesel und Helmut Pape. Frankfurt a. M. 1986, S. 9-89.
- Peirce, Charles Sanders: Semiotische Schriften. Hrsg. und übers. von Christian Kloesel und Helmut Pape. Frankfurt a. M. 1986.
- Posner, Roland, Ikonismus in der natürlichen Sprache. In: Zeitschrift für Semiotik 2, 1980, S. 1-6
- Schütz, Rüdiger. Nachts im Cyberspace... In: OBST Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Hrsg. von Ulrich Schmitz. Bd. 50, 1995, S. 107-115.
- Seifert, Katharina: Ikonizität von Pluralformen. Wien 1988.
- Stöckl, Hartmut: Das Flackern und Zappeln im Netz. Semiotische und linguistische Aspekte des "Webvertising". In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik, Heft 29, 1998, S. 77-111.
- Tergan, Sigmar-Olaf: Hypertext und Hypermedia: Konzeption, Lernmöglichkeiten, Lernprobleme. In: Information und Lernen mit Multimedia. Hrsg. von Ludwig J. Issing und Paul Klimsa. Weinheim 1997, S. 123-137.
- Weisgerber, Boris: Gratifikationsaspekte von Websites. Einfluß der Medienkom-

---

petenz auf Gratifikationsaspekte am Beispiel des Internetauftritts einer psychosomatischen Klinik. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Fachrichtung Psychologie der Universität des Saarlandes. Saarbrücken 2000.

Wescott, Roger: Linguistic Iconism. In: Language, Band 47, Nr. 2, 1971, S. 416 - 428.

Zenk, Andreas: Lokale Netze – Kommunikationsplattform der 90er Jahre. Bonn; Paris; Reading, Mass. 1994.

Zimmermann, Hansjörg: Promotion, Popstars und Propheten. Wie und warum Werbung im Internet funktioniert. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 135, 13.06.2000, S. B 17.

### **„Online“**

#### WWW

Codognet, Phillippe (philippe.codognet@lip6.fr): The Semiotics of the Web. <http://paulliac.inria.fr/~codognet/web.html>, o.J.(27.02.2000)

Colon, Carlos (ccolon@indiana.edu): Semiotics in Cyberspace. <http://php.indiana.edu/~ccolon/Semiotics/ccolon3.html>, 1995 (03.03.2000)

Kukulies, Reiner (an: webmaster@rrz.uni-koeln.de): Elektronische Texte zum Thema computervermittelte Kommunikation. <http://www.uni-koeln.de/themen/cmc/litlist>, 1995 (28.06.2000)

Münz, Stefan (an: selfhtml@teamone.de): Self-HTML. HTML-Dateien selbst erstellen. <http://www.teamone/selfhtml>, 1998 (01.03.2000)

Partl, Hubert (partl@mail.boku.ac.at): Netiquette – fuer die Menschen im Usenet. <http://www.rewi.hu.berlin.de/~gerlach/dni/newsd2.html>, 1997a (07.08.1998)

Partl, Hubert (partl@mail.boku.ac.at): Internet-Handbuch. <http://www.boku.ac.at/zid/hand/internet.html>, 1997b (14.06.2000).

Schmitz, Ulrich (ulrich.schmitz@uni-essen.de): Optische Labyrinth im digitalen Journalismus. Text-Bild-Beziehungen in Online-Zeitungen. <http://www.linse.uni-essen.de/papers/labyrinth/labyrinth.pdf>, o..J. (05.09.1999).

---

Tiedge, Dagmar (an: elisabeth.coelfen@uni-essen.de): Rezeption von Text und Hypertext – ein Vergleich.  
[http://www.linse.uni-essen.de/esel/pdf/rezeption\\_hypertexte.pdf](http://www.linse.uni-essen.de/esel/pdf/rezeption_hypertexte.pdf), o.J. (20.07.1999).

Wimmer, H. (hwimmer@yahoo.com): Die Geschichte des Internet.  
<http://members.tripod.de/rapidwien>, o.J. (14.06.2000)

### News

Kirchwitz, Andreas (amk@krell.snafu.de): Netiquette für "de.\*". In: de.newusers.infos. 05.07.1997 (02.02.2000).

Kirchwitz, Andreas (amk@krell.snafu.de): Glossar. In: de.newusers.infos. 20.08.1997 (07.08.1998).

Kirchwitz, Andreas (amk@krell.snafu.de): Einführung in das Usenet. In: de.newusers.infos. 18.12.1997 (07.08.1998).

Tetzlaff, Uwe (zwirgel@bigfoot.com): Warum soll ich mich an die Regeln halten? In: de.newusers.infos. 07.05.2000 (12.05.2000).